

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

Vermischte Erzählungen und Aufsätze

## Bermischte Erzählungen und Aufsätze.

### Dupuytren.

(Mit einer Abbildung)

Dupuytren, der berühmte Arzt, der einen europäischen Ruf hinterlassen hat, war ein Mann von beinahe riesigem Wuchs, starkem Knochenbau und harten Gesichtszügen, eben so bekannt wegen seines tiefen Wissens, seiner ausgebreiteten Kenntnisse, als wegen der rauhen Derbheit, man könnte beinahe sagen, der gefühllosen Grausamkeit, mit welcher er die Patienten behandelte, die das Schicksal in seine Hände lieferte. Und die Zahl derselben war außerordentlich groß, theils freiwillig, in Folge seines ausgezeichneten Rufes, theils gezwungen, weil er Vorstand verschiedener Spitäler von Paris war.

Eines Tages, als seine gewöhnliche Consultations-Stunde sich wegen des großen Zubranges Rath- und Hülfesuchender weit über die gewöhnliche Zeit hinausgedehnt hatte, wollte er sich eben ganz erschöpft der Ruhe überlassen, als noch ein verspäteter Patient an der Thüre seines Cabinets erschien.

Es war ein sehr kleiner Greis, dessen Alter man kaum hätte bestimmen können. Sein volles rosiges Gesicht, das offenbar nie dem Rasiermesser Arbeit gemacht hatte, war klein und baugleich, den Gesichtern der Vosanenengel vergleichbar. Zwischen einem dichten Netze von Runzeln, die nur leise eingedrückt waren, sah man einen kleinen, zierlichen Mund und eine feingeschnittene Adlernase; seine Hände und Füße waren, wie sein ganzer Körper, miniaturmäßig. In seinen blauen Augen, seiner Physiognomie, seinen Bewegungen, seinem ganzen Wesen verrieth sich eine außerordentliche Schüchternheit, Sanftmuth und Gutmüthigkeit. Betrachtete man das ruhige, zufriedene Gesicht dieses kleinen Greises, so fühlte man sich unwillkürlich zu ihm hingezogen, so empfand man das Bedürfniß, ihn zu lieben.

In der rechten Hand hielt er einen Stock mit einer Krücke, und sein kleiner Körper war ganz in schwarz gekleidet. Indem er grüßte, zeigte er eine große Lonsur: er war ein Geistlicher.

Finstern und eiskalt heftete sich Dupuytren's Blick auf ihn.

— Was wollen Sie? fragte er ihn hart.

— Herr Doctor, entgegnete sanft der kleine Greis, ich bitte Sie um die Erlaubniß, mich setzen zu dürfen. Meine armen Beine sind schon etwas alt. — Vor zwei Jahren bekam ich eine Geschwulst am Halse. Der Chirurg meines (ich bin nämlich Pfarrer in \*\*\* bei Remours) meinte Anfangs, das hätte nicht viel zu sagen; aber das Uebel nahm zu, und nach fünf Monaten brach die Geschwulst ganz von selbst auf. Ich mußte längere Zeit das Bett hüten, ohne daß es besser wurde. Endlich war ich gezwungen, aufzustehen, denn ich habe allein die geistlichen Funktionen in vier Dörfern zu versehen und —

— Zeigen Sie mir Ihren Hals.

— Die braven Leute, fuhr der Pfarrer fort, indem er zugleich dem Verlangen des Arztes genügte, die braven Leute erboten sich zwar, jeden Sonntag zu mir nach \*\*\* zu kommen, um die Messe zu hören; aber sie haben die ganze Woche hindurch viel Plage und nur diesen einen Tage, um sich auszuruhen. Ich sagte also zu mir: Es wäre nicht recht, daß alle Welt sich deinetwegen eine Last auflegte. Und dann, sehen Sie, gibt es auch erste Communionen, Catechismulehre und Anderes. Unser hochwürdiger Bischof wollte noch einige Zeit warten, mir einen Amtsbruder zur Hülf zu schicken; — da haben denn meine Weichtinder mich gebeten, daß ich nach Paris gehen und Sie zu Rathe ziehen möchte. Ich konnte mich dazu nicht gleich entschließen, denn die Reisen kosten Geld, und ich habe viele arme Leute in meiner Gemeinde; aber ich mußte endlich wohl thun, was sie verlangten und so nahm ich denn einen Wagen. — Das ist mein Leiden, Herr Doctor! fügte er hinzu, indem er seinen Hals, der Binden endledigt, vorbeugte.

Dupuytren besah die Wunde längere Zeit sehr aufmerksam. In dem Halse des Greises war ein Loch von etwa einem Zoll Durchmesser und bedeutender Tiefe. Es war eine sehr schlimme Drüsengeschwulst, die sich an mehreren Stellen krebhartig zeigte, und so gefährlich, daß Dupuytren sich wunderte, wie der kleine Greis sich aufricht zu erhalten vermochte. — Er bog die Hände auseinander und drückte die Umgebungen so stark, daß er glaubte, es würde eine Dymnast



folgen. Doch der Kranke zuckte nicht einmal. Als die Untersuchung beendigt war, bog Dupuytren rasch mit beiden Händen den Kopf des Geistlichen gegen sich, sah ihn fest an und sagte mit seiner rauhen, verben Stimme:

— Nun, Hr. Abbé, daran muß man sterben!

Der Greis nahm die Binden und umhüllte damit seinen Hals, ohne ein Wort zu sagen. Dupuytren hielt während dessen die Augen fortwährend fest auf ihn gerichtet. Als er den Verband beendigt hatte, nahm er aus der Tasche ein in Papier gewickeltes Fünffrankenstück, legte es auf den Kaminrand und sagte mit einem bewunderungswürdigen Lächeln:

— Ich bin nicht reich, Hr. Doctor, und meine Armen sind sehr arm; verzeihen Sie daher, daß ich nicht theurer eine Consultation des Doctors Dupuytren bezahlen kann. Ich schätze mich glücklich, daß ich Sie aufgesucht habe; ich werde jetzt doch wenigstens auf das vorbereitet sein, was meiner wartet. — Vielleicht, fügte er mit der größten Sanftmuth hinzu, hätten Sie mir diesen wichtigen Ausspruch mit etwas mehr Vorsicht mittheilen können. Ich bin fünfundsechzig Jahre alt, und in diesem Alter hängt man zuweilen außerordentlich am Leben. Aber ich zürne Ihnen nicht; Sie haben mich nicht überrascht, denn ich war darauf schon seit längerer Zeit gefaßt. Leben Sie wohl, Hr. Dupuytren; ich gehe, um auf meiner Pfarrei zu sterben.

Damit verließ er das Zimmer.

Dupuytren sah ihm gedankenvoll nach. Dieser eiserne Charakter, dieser unbegabte Mensch erschallte, wie ein dünnes Glas vor einigen einfachen Worten eines armen Greises, den er krank und schwächlich zwischen seinen großen kräftigen Händen gehalten und mit dem er spielen zu können geglaubt hatte. In diesem gebrechlichen, von jenem schweren Leiden geschwächten Körper hatte er ein Herz gefunden, das fester war als das seinige, einen Willen, kräftiger als sein eigener; er mußte sich sagen, daß der kleine Greis stärker, eiserner sei als er.

Möglich sprang Dupuytren auf und eilte an die Treppe; vielleicht wollte der Eisenmann sich noch nicht für besiegt erklären!

Der kleine Greis stieg langsam die Treppe hinab und stützte sich dabei mit der Schulter gegen das Geländer.

— Hr. Abbé, rief er ihm zu, wollen Sie wohl noch einmal heraufkommen?

Der Greis that es.

— Vielleicht ist es noch möglich, Sie zu retten, wenn Sie einwilligen, daß ich Sie operire.

— Si, mein Gott, Hr. Doctor, sagte der Abbé,

indem er mit einiger Lebhaftigkeit seinen Stod und seinen Hut weglegte, ich bin ja nur deshalb nach Paris gekommen. Operiren Sie, operiren Sie Alles, was Sie nur wollen.

Aber vielleicht machen wir einen vergeblichen Versuch, und jedenfalls währt die Operation lange und ist sehr schmerzhaft.

— Operiren Sie, operiren Sie, Hr. Doctor. Ich werde Alles aushalten, was sein muß. — Meine armen Weichkinder werden so zufrieden sein!

— Nun gut! So gehen Sie nach dem Hotel-Dieu, nach dem Saale des heiligen Agnes. Dort werden Sie sehr gut versorgt sein, und die Schwestern lassen es Ihnen an nichts mangeln. Sie ruhen sich heut Abend und morgen gehörig aus, und übermorgen früh.

— Abgemacht, Hr. Doctor, ich danke Ihnen.

Dupuytren schrieb einige Zeilen, die er dem Priester übergab. Dieser begab sich in das Hospital und wurde dort sehr gut aufgenommen.

Am zweiten Tage waren die fünf- bis sechshundert Schüler, die jeden Tag den Lehren des großen Meisters lauschten, kaum versammelt, als Dupuytren eintrat. Er ging sogleich zu dem Bett des Abbé, und die Operation begann.

Dupuytren schnitt und trennte mit Messer und Schere.

Seine Stahlangen senkten sich auf den Grund der Wunde und zogen die Muskeln herauf, die er unterband, und dann beseligte. Dann beseligte die Säge kreischend einige angegriffene Knochentheile. Die Schwämme mußten alle Augenblicke frisch ausgedrückt werden, um in Strömen das eingesogene Blut von sich zu geben. Die Operation währte 25 Minuten. Der Abbé zuckte nicht mit einer Wimper, nur als Dupuytren ihm sagte: Es ist geschehen! ward er etwas blaß.

Dupuytren verband ihn selbst und sagte dabei mit freundschaftlichem Tone:

— Ich glaube es wird Alles gut gehen. —

— Haben Sie sehr gelitten?

— Ich war bemüht, an etwas Anderes zu denken! entgegnete der Abbé. Damit schlummerte er ein.

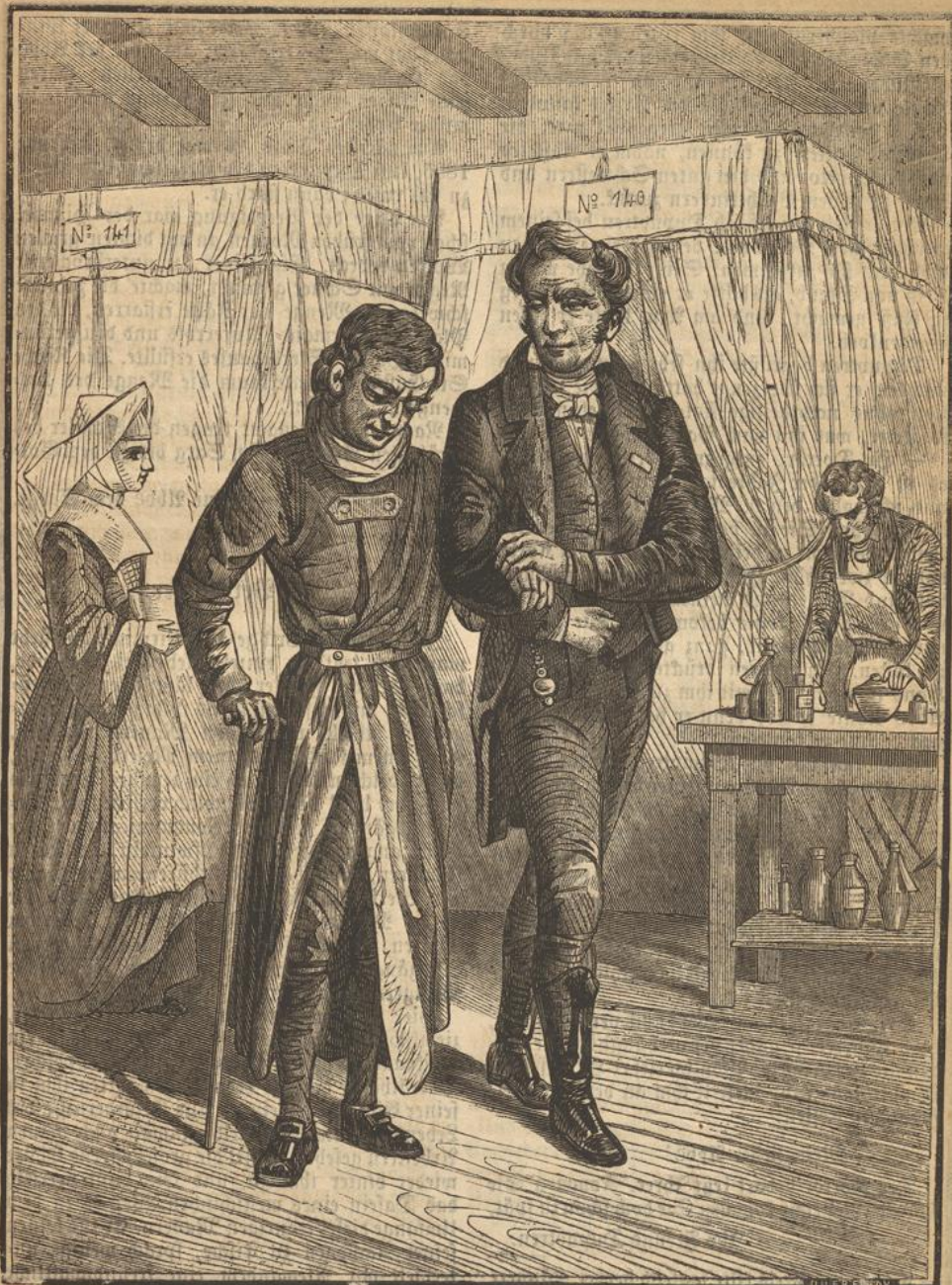
Dupuytren betrachtete ihn einige Augenblicke in tiefem Schweigen; dann zog er behutsam den Bettvorhang zu und setzte seine Kunde fort.

Der Priester war gerettet.

Jeden Morgen besuchte ihn Dupuytren ganz gegen seine gewöhnliche strenge Ordnung, zuerst, und als er dann aufstehen und einige Schritte machen konnte, nahm Dupuytren seinen Arm, mäthigte seine Stimme so viel als möglich und



ten Stod  
r beßhalb  
operiren  
oblichen  
eration  
Doctor.  
mg. —  
srieden  
Hotel-  
gnes.  
und  
man-  
rogen  
öhen.  
er dem  
s Go-  
nen.  
sch-  
en des  
umelt,  
u dem  
n.  
Reiser  
und  
die  
be-  
Hene  
e alle  
um in  
geben.  
Abbe  
upap-  
etmod  
te be-  
n. —  
eed zu  
chium-  
enliste  
van den  
foet.  
en gang  
zueft,  
Schritte  
n ihm,  
lich und



DUPRE WY



machte plaudernd mit ihm einen Gang durch den Saal; etwas ganz Unerklärliches und Unbegreifliches für Alle, welche die gewöhnliche Härte und Gefühllosigkeit des Arztes kannten.

Als der Abbé so weit hergestellt war, die Reise aushalten zu können, nahm er Abschied von dem Doctor und den guten Schwestern und lehrte zu seinen Bruchkindern zurück.

Einige Zeit darauf sah Dupuytren bei seinem gewöhnlichen Besuche in dem Hotel-Dieu den Abbé auf sich zukommen. Seine Schuhe waren weiß von Staub, als hätte er einen weiten Weg zu Fuß gemacht, und am Arm hatte er einen Weidenkorb.

Dupuytren begrüßte ihn sehr freundlich, und nachdem er sich überzeugt hatte, daß die Operation ohne nachtheilige Folgen geblieben war, fragte er, was ihn nach Paris führte.

— **Dr. Doctor**, entgegnete der kleine Greis, es ist heute der Jahrestag meiner Operation, und ich wollte den 6. Mai nicht vorübergehen lassen, ohne Sie zu begrüßen und Ihnen ein kleines Geschenk zu bringen. Hier in dem Korbe habe ich zwei schöne Hühner von meinem Hühnerhofe und Birnen aus meinem Garten, wie Sie in Paris gewiß keine bekommen. Sie müssen mir aber versprechen, ganz gewiß von Weiden zu kosten. Dupuytren drückte ihm herzlich die Hand und bat ihn, mit ihm zu essen; aber der Abbé lehnte es ab, denn er hatte Eile, wieder nach Hause zu kommen.

Noch zweimal sah Dupuytren darauf am 6. Mai den guten Abbé mit seinen beiden Hühnern und seinen Birnen kommen; da zeigten sich die ersten Anfälle jener Krankheit, für die er, der so Viele geheilt hatte, bei sich selbst kein Heilmittel finden sollte. Er machte eine ihm von der ganzen Facultät dringend angerathene Reise nach Italien, aber bald überzeugte er sich, daß sein Ende unaufhaltsam herannah. Er kehrte im März 1834 nach Frankreich zurück und fühlte, daß seine Augenblicke gezählt seien.

Sein Charakter wurde jetzt noch verschlossener, noch finsterner, je näher der verhängnißvolle Augenblick heranrückte. Plötzlich rief er H<sup>\*\*\*</sup>, seinen Adoptivsohn, und dictirte ihm an den Abbé die folgenden Zeilen:

— Mein lieber Abbé!

Der Doctor bedarf jetzt Ihrer. Kommen Sie schnell; vielleicht kommen Sie doch schon zu spät.

Ihr Freund Dupuytren.

Der kleine Greis eilte sogleich herbei. Längere Zeit blieb er mit Dupuytren in dessen Zimmer

eingeschlossen. Was Beide mit einander sprachen, hat man nie erfahren; als aber der Abbé das Gemach des Sterbenden verließ, waren seine Augen feucht und sein Gesicht strahlte in milder Erhebung.

Am nächsten Tage, es war der 8. Februar 1835, ließ Dupuytren den Erzbischof von Paris zu sich rufen; und dann starb er.

Am Tage der Beerdigung war der Himmel schon vom frühen Morgen an mit dichten grauen Wolken bedeckt. Ein feiner, ununterbrochener Regen mit Schnee gemischt, machte die zahllose schweigende Menge vor Kälte erstarren, die den Platz St.-Germain-l'Auxerrois und den geräumigen Hof des Sterbehauses erfüllte. Die Kirche St.-Eustache konnte kaum die Menge des Leichengefolges fassen.

Nach dem Todtenamt trugen die Schüler des berühmten Arztes, dessen Sarg bis zu dem Gottesacker.

Weinend folgte der kleine Abbé dem Sarge.

### Der Verfälscher.

In Vultney-Bridge bei Birmingham sieht man noch jetzt ein einzeln stehendes Gebäude, das, statt der Fenster, mit länglichen Schießscharten, mit massiven, theils spitzig hervorspringenden, theils winklichten Mauern versehen, mehr einem Kastell als einem Weichhose gleicht, unter welchem Namen es ein gewisser Brasfield im Jahre 1821 besaß. Reichlich versehen mit Nebenausgängen, geheimen Communicationen, geschickt angebrachten Schlupfwinkeln, verstedten Zimmern, unsichtbaren Fallthüren war das Ganze ein Werk sinnreicher Geschicklichkeit, und die dicken Mauern, die Festigkeit der eisernen Thüren, die zahlreichen, mit Bällen umgebenen Ausgänge hätten es möglich gemacht, eine lange Belagerung darin auszuhalten.

Hier also wohnte Brasfield. Ein innerer, ziemlich geräumiger Hof, ein Brunnen, ein Backhaus, ein mit Getreide gefüllter Speicher, Vorräthe in großer Menge, gewährten ihm in seiner Einsamkeit beinahe alle Erfordernisse des Lebens. Hatte Brasfield einmal nach seinen Arbeitern gesehen, so fiel die große eiserne Thüre wieder hinter ihm zu, und kein Laut verrieth das Dasein eines menschlichen Wesens in dem Umfange dieser traurigen Mauern. Er lud keinen seiner Nachbarn zu Tische, sprach wenig, unterhielt mit Niemandem eine freundschaftliche Verbindung, und schien sich nicht im Gering-



sten um die Welt und den Haß, den er allgemein einflößte, zu bekümmern. Der Besitz eines sehr unfruchtbaren Bodens erforderte zur Bebauung eine große Anzahl Arbeiter, und obwohl der Ertrag dieses Gutes sehr unbedeutend war, so lebte er doch wie ein reicher Mann. Nie verließ ein Armer seine Thüre ohne Almosen, und noch vor dem bestimmten Termine wurden von Brasfield Steuern und Abgaben, ja selbst der Zehnte, den die englischen Bauern nur ungern und so spät als möglich bezahlen, entrichtet. Bei alle dem hörte man von den Gutbesitzern sechs Meilen in der Runde nur Flüche und Verwünschungen über diesen Mann. Seine Frau, ein eben so ungeselliges Weib als ihr Mann, war gestorben, und er wirthschaftete nun mit seiner Tochter Johanna, einem ernst und schwärmerischen, aber lieblichen und frischen Kinde, das fast immer im Meierhose eingesperrt, gut, sanft und bescheiden war, aber doch in den Augen der Nachbarn sich eines schweren Verbrechens schuldig machte. Sie besaß nämlich ein Piano, welches Brasfield von einem ruinirten Kaufmanne gekauft hatte, erhielt von ihrem Vater eine ausgezeichnete Erziehung, hatte eine ausgewählte Bibliothek, ritt wie eine große Dame, und schien das einzige menschliche Wesen zu sein, dem Brasfield Theilnahme bezeugte.

Die Physiognomie und die Manieren Brasfield's hatten etwas sehr Abschreckendes. Sein militärischer Anstand, seine hohe, kahle Stirn, das Durchbringende seines Blickes, die Unbeweglichkeit seiner Gesichtszüge, die geringe Schätzung, die sich in den mühsam zusammengezogenen Mundwinkeln ausdrückte, verriethen ohne Zweifel einen starken Geist und eine kräftige Seele; allein es war die Stärke, die Kraft, die selbst das Verbrechen nicht zu erschüttern vermag. Er that viel Gutes, alle fünf Tage erhielten seine Arbeiter eine Zulage, und alle Jahre jeder von ihnen ein Geschenk, und dennoch ward er verabscheut. Man wollte sagen, er habe gebient, und sei wegen schlechter Aufführung aus der Armeecontrolle gestrichen worden. Einige sahen in ihm einen alten, den Gefahren seines Metiers entgangenen Schleichhändler; Andere ein altes Mitglied der Verbrecherrepublik Botany-Bay; noch Andere endlich einen Falschmünzer, einen Betrüger, den Verfertiger falscher Banknoten, von denen damals England überschwemmt war.

Lange Zeit galten diese Gerüchte für leere Verläumdungen, kein Beweis ließ sich gegen Brasfield auffinden, und die Wunderlichkeit seines Charakters, sein Hang zur Einsamkeit, und der Wohlstand, dessen er sich erfreute, konnten nicht

als hinreichende Zeugnisse angesehen werden. Stets bezahlte er in klingender Münze, und obwohl fast alle die gegen ihn feindselig gesinnten Pächter falsche Banknoten in der Bezahlung erhalten, und diese wieder in Umlauf gesetzt hatten, so konnte man sich doch nicht erinnern, daß aus den Händen Brasfield's eine einzige ausgegangen sei. Man haßte ihn um so mehr, man sprach um so mehr Böses von ihm, da er sich als ein Mann, der pünktlich in allen seinen Bezahlungen, treu dem gegebenen Worte, vorsichtig in seinen Reden war und eine skrupulöse Religiosität an den Tag legte. Die Rechtschaffenheit geht offen zu Werke, das Laster nimmt seine Zuflucht zur Heuchelei.

Unglücklicherweise hatte sich Brasfield, der bei seinem verschlossenen Wesen bisweilen derbe und heftige Worte fallen ließ, durch diese aufbrausende Hitze, die oft der vorsichtigste Charakter nicht zu mäßigen vermag, den Haß und die Feindschaft eines Polizeibeamten zugezogen. Dieser Mann nannte sich Haverell Dermody, und war insbesondere beauftragt, dem Ursprunge dieser geheimen Banknotenfabrikation, deren verborgener Mittelpunkt in dem Umkreise von Birmingham zu sein schien, nachzuforschen. In einem Zeitraume von zwei Jahren waren nicht weniger als 30,000 Noten verschiedenen Werthes von den Betrügern ausgegeben worden. Arme Teufel überführt solche in Umlauf gebracht zu haben, waren gehangen worden; wer aber die wahren Urheber derselben, die Eigenthümer der großen Hauptfabrik sein mochten, das war bis jetzt für die Justiz ein Geheimniß geblieben.

Da begegnete eines Tages Haverell Dermody auf dem Markte zu Birmingham Brasfield, welcher regelmäßig diesen Markt besuchte, um Ein- und Verkäufe abzuschließen. Das Verhältniß dieser beiden Leute zu einander war lange Zeit ein Geheimniß geblieben. Eine von Dermody ganz leise an Brasfield gerichtete Frage erhielt eine zornig aufwallende Antwort.

„Sie?“ schrie Brasfield, „sie beirathen?“ — „Und warum denn nicht?“ — „Meine Tochter heirathen?“ — „Ich halte um sie an.“ — „Ich will Ihnen gar nicht antworten, Haverell.“ — „Und ich, ich will Sie nicht lange auf meine Erwiederung warten lassen.“ — „Wie es Ihnen beliebt.“ — Nehmen Sie sich in Acht. Ist dies Ihr letztes Wort?“ — „Ja.“

Es war an einem Montage im April 1821, als dieses kurze Zweigespräch zwischen den beiden Männern, deren Untergang durch diese wenigen Worte war besiegelt worden, Statt fand. Am folgenden Dienstage rückte ein kleiner



wohlbewaffneter Trupp, bestehend aus zehn bewaffneten, von einem Sergenten befehligten und einem Polizeibeamten begleiteten Männern langsam von Birmingham nach Pulteney-Bridge vor. Man wußte, daß an diesem Tage Brasfield sich in Lombard, einem sechs Meilen von Pulteney-Bridge gelegenen Städtchen, befinden werde, und hoffte, sich in seiner Abwesenheit der Instrumente des Verbrechers, wenn solche vorhanden wären, zu bemächtigen; waren sie erst nur im Besitze der wichtigsten Stücke zur Ueberführung, so waren die Justizbeamten ihrer Sache gewiß, auch den Mann, der bei keinem Nachbar eine Zuflucht finden werde, in ihre Gewalt zu bekommen. Die Entschlossenheit, der Muth um die Körperkraft Brasfield's löbte jedoch Furcht genug ein, um die Nothwendigkeit, diese Expedition mit bewaffneter Hand zu machen, in Betracht zu ziehen. Zwei oder drei ihm ergebene und im Charakter ähnliche Arbeiter wohnten in den seiner Wohnung benachbarten Gebäuden, und der Meister und seine Helfershelfer, glaubte man, könnten Gewalt mit Gewalt vertreiben wollen. Haverell Dermody, der dieses gerichtliche Verfahren veranlaßt, hatte daher alle seine Anordnungen mit der Umsicht eines Feindes getroffen, der seine Beute nicht entschlüpfen lassen will.

Die Dragoner hatten sich auf der Landstraße einzeln zerstreut, als wollten sie blos ihre Pferde ausreiten; allein auf dem Fußsteige nach Brasfield's Wohnung trafen sie wieder zusammen und hielten, im schnellen Trab reitend, in zwei Minuten vor dem gewöhnlich unverschlossenen Haupteingange. Dieser war aber heute verschlossen, große Baumstämme versperrten ihn von Außen, und in einiger Entfernung bildeten leere Fässer und Karren eine Art von Wall. Kein lebendiges Wesen ließ sich bei dem Hause erblicken; Alles war still; nur das unangenehme Geräusch eines Schmiedeblasbalges ließ sich vernehmen, und ein langer Rauchfang spie eine schwarze Rauchsäule in die Luft.

„Wie zum Teufel hat er es errathen?“ sagte Haverell zum Sergenten.

„Ich wette, er ist zu Hause,“ versetzte der Soldat.

„Gut, so werden wir ihn fangen.“

Man machte eine Oeffnung in einen lebendigen Zaun, stellte Schildwachen in verschiedener Entfernung auf, um Brasfield zu fangen, wenn er einen Versuch zur Flucht machen sollte; zwei Dragoner, der Sergent und Dermody begaben sich, mit dem Verhaftsbefehl versehen, nach dem großen Thore. Mit dem eichenen, in

einen metallenen Haken ausgehenden Stabe, als Zeichen seines Amtes, versuchte Haverell das massive Thor zu öffnen; allein der Stab zerbrach in seiner Hand.

„Ha, ha!“ schrie der Sergent, „alter Soldat von der spanischen Armee; bei meiner Treu! das wäre mir eine schöne Waffe, um eine Breche in die Festung zu schlagen.“

Der Sergent, dessen Geringschätzung sich durch ein lautes Gelächter kund gab, hob darauf einen an der Erde liegenden Rußbaum Ast auf, ergriff ihn mit beiden Händen, und donierte damit gegen die eiserne Thür, die ein lautes Getöse von sich gab, aber nicht im Geringsten wich, und der mit Schweiß bedeckte Soldat mußte sich gleichfalls von seinem Gefährten, dem Civilbeamten, verspottet lassen.

„Zum Teufel!“ schrie er, „ohne einen Bier- und zwanzigpfünder werden wir hier nichts ausgerichten.“

Neue Versuche wurden gemacht. In einiger Entfernung stand eine Leiter, der Sergent lehnte sie an die Mauer, und bald befand er sich an einer der Schießscharten. Diese Oeffnung war in der That breit genug, allein fünf bis sechs eiserne Stangen waren von Außen vorgezogen, und von Innen waren sie mit Läden von Eichenholz versehen. Der Sergent versuchte eine Stange auszubrechen; es gelang, aber der dadurch erlangte Vortheil war sehr gering, denn der auch inwendig mit Eisen beschlagene Laden widerstand den Kräften des Sergenten, der nun ärgerlich, getäuscht und mißvergüüt von seiner vergeblichen Anstrengung abstand, und von der Leiter herabstieg.

„Verflucht sei das Geschäft eines Spions! Ich habe es nie verrichtet und will es auch jetzt zum Teufel nicht länger verrichten!“

„Ich wollte darauf schwören,“ versetzte Dermody, „Brasfield ist drinnen. Man hörte den Blasbalg; er ist ohne Zweifel beschäftigt, seine Papiere, Pressen und Formen zu verbrennen.“

Noch überlegte er, wie er den Endzweck seiner Sendung erreichen könne, als er in einiger Entfernung arbeitende Maurer erblickte. Er lief zu diesen hin, und kehrte mit einer großen Leiter zurück, die ihm diese Leute tragen und an dem Fuße der Mauer aufreichten halfen. Diese Leiter reichte bis an das Dach, er kletterte hinauf, und gelangte auf den Gipfel des Hauses; bald erblickte er eine weit größere Oeffnung, als die in der Mauer, und welche nur mit einer Fensterscheibe bedeckt war. Haverell, überall umher spähend, entdeckte bald einen großen, dunkeln Saal, in dessen Hintergrunde ein Schmiede-



herd schimmerte. Vor dem glühenden, durch den starken Hauch des Instrumentes, welches der Arm Brasfield's in Bewegung setzte, geheizten Ofen saß dieser, dem Anscheine nach ruhig und unbeweglich. Mit der rechten Hand zog er den Balg, mit der andern nahm er mit kleinen Zangen Pakete von Banknoten aus mehreren auf der Erde stehenden Kästchen. Er wartete, bis eins von den Paketen völlig verbrannt war, sodann ergriff er ein anderes und warf es ebenfalls in die Glut. Seine Augen waren auf das obere Fenster gerichtet, als die einzige Oeffnung, welche das Gemach erhellte, und er erblickte das bleiche Gesicht Dermody's. Brasfield rührte sich nicht.

„Sie sind mein Gefangener,“ schrie der Spion, und zersplitterte das Fenster mit dem Laufe der Pistole, die er aus der Tasche gezogen und gespannt hatte.

„Mit Vergnügen,“ erwiderte der Falschmünzer, „nur ein wenig später; haben sie die Güte, sich bis dahin zu gedulden.“

„Im Namen des Königs und des Gesetzes ergehen Sie sich, und öffnen Sie im Augenblicke die Thür, oder — ich gebe Feuer.“

„Gib Feuer und gehe zum Teufel,“ verfezte der Andere in ruhigem und entschlossenem Tone. „Triff mich, und ich werde nicht gehangen. Fehle, und Du wirst gehangen.“

Haverell, wüthend über die Kaltblütigkeit Brasfield's, gab Feuer, doch war seine Absicht nur, diesen zu erschrecken und wo möglich die Metallröhre, durch welche der Rauch ging, zu zerschmettern.

„Ha, ha, ha!“ schrie Brasfield, „man steht es wohl, daß Du nicht zum Kriegsmanne geschaffest bist.“

„Verbrenne noch ein Papier, und ich tödte Dich,“ erwiderte Haverell, der eilends die Pistole bis an die Mündung mit Pulver und Blei füllte. „So!“ fuhr er fort, nachdem er ausgeschüttet hatte; „hörst Du? noch einen Griff in die Banknoten, und Du bist des Todes!“

„Ja, wenn ich nur ein Billet übrig lasse, mein theurerer Haverell, bin ich verloren. Schieß zu, wenn's Dir beliebt.“

Dermody wollte losdrücken, da rührte ihn das böse Gewissen, und er nahm zu Bitten, sanften und freundlichen Worten seine Zuflucht.

„Zum Teufel! Herr Brasfield, Sie müssen sich ergeben! Zu was soll der Widerstand nützen? Sie wissen ja, ich erweise bei Gelegenheit gern einen Dienst. Kann ich Ihnen in Etwas nützlich sein, ich will es thun, das versichere ich Ihnen.“

„Fort, Du Seelenverkäufer, spare deine Lü-

gen. Für einige Schillinge hast Du schon mehrere unserer Freunde an den Galgen gebracht, Glender! Und Du hältst mich für dumm genug, Dir zu trauen? Deine Worte sind eben so einfältig als dein Arm und dein Auge ungeschickt sind. Ich werde Dich bei deinen Vorgesetzten verklagen, denn Du trägst deine Waffe mit Schande.“

Von diesen Worten gereizt, feuerte der Polizeibeamte seine Pistole los; allein die zu starke Ladung zersprengte den Lauf und zerschmetterte den Vorderarm des Unglücklichen, der, auf dem Dache taumelnd, sich vergeblich auf der Leiter festzubalten suchte, und endlich auf die Erde in einem kläglichen Zustande herabstürzte.

Während des langen Stillschweigens, das hierauf eintrat, setzte der Blasebalg sein regelmäßiges Spiel fort; denn die Dragoner hatten Haverell Dermody die Sorge für den Zweck ihrer Sendung überlassen, bis sich endlich die Stimme Brasfield's vernehmen ließ. Dieser öffnete nämlich einen der Läden, die, wie schon erwähnt, die Schießscharten von Innen verschlossen. Sobald ihn der Sergent erblickte, schrie er:

„Sie ergeben sich?“

„Noch fünf Minuten; vor dieser Zeit öffne ich nicht.“

Die bestürzte Mannschaft, die jetzt nur noch aus sechs Personen bestand, die Uebrigen waren beordert, Dermody nach dem nächsten Dorfe zu bringen, wartete bis sich Brasfield am Thore stellte.

„Ich stehe zu Ihren Diensten; aber ich verlange Ihr Ehrenwort, mich so zu behandeln, wie ich es wünsche. Keine Fesseln, keine Ketten; Sie bringen mich vor das Gericht, und ich werde ruhig folgen.“

„Auf mein Soldatenwort.“

„So treten Sie ein. Wie Sie sehen, würden hundert Männer, wie Sie, den Platz nicht mit Gewalt genommen haben. Herrein, meine Herren!“

„Wo ist Dermody?“ schrie er, als die Soldaten in das Innere eingedrungen waren. „Wo ist er?“

„Sterbend im Spital,“ antwortete der Sergent.

Die Gestalt Brasfield's richtete sich auf; er wurde roth; seine Augen, Nasenlöcher und Muskeln dehnten sich aus; ein Ausdruck stolzen Triumphs war über alle seine Mienen verbreitet und drei Dragoner umringten ihn; er setzte sich. Nun begann eine höchst genaue Durchsuhung, aber ohne Erfolg; man stieg in die Keller hinab, durchsuchte alle Papiere, Kasten und Kisten.



„Nicht Eine Banknote!“ schrie der Sergeant.  
 „Diese Brieftasche ist damit angefüllt,“ antwortete Brasfield.

Die Brieftasche, welche er vorzeigte, war in der That voll lauter Banknoten, aber es waren nicht die, welche man suchte. Man räumte die heiße Asche weg; der Sergeant selbst zerbrach den Ofen, und verbrannte sich die Finger an dem glühenden Torfe, zersprengte den Blasebalg, zerstörte den Rauchfang und zerlegte das Ofenrohr in einzelne Stücke; aber vergeblich. Brasfield lachte über die erfolglosen Nachsuchungen. Nicht ein Stüchchen von einer falschen Banknote, nicht das Geringste von dem Papiere, an welchem ein Menschenleben hing, belohnte die so große Mühe und Anstrengung.

„Aufgefressen!“ rief der Dragoner. „Tausend Teufel! ich habe noch nie einen langweiligeren Tag als den heutigen erlebt.“

„Sind Sie fertig?“ versetzte Brasfield mit verschränkten Armen; „wollen Sie nicht noch einen Boden oder Keller durchsuchen? Machen Sie sich doch dies Vergnügen.“

„Fort, zum Donnerwetter!“ schrie der Sergeant, der wie ein Heide flüchte.

Mit einem heftigen Fußtritte schleuderte er ein Stück Ofenrohr fort, das ihm in den Weg rollte, und acht bis zehn versengte Stücke Papier fielen aus demselben heraus. Brasfield erblaste, sprang empor, ergriff diese Ueberbleibsel, und ein verzweiflungsvoller Kampferhob sich zwischen ihm und seinen Wächtern; denn sein Leben stand auf dem Spiele. Schon war ein Dragoner mit Blut bedeckt, als einige der Papierstüchchen den Händen Brasfield's entrissen wurden, von denen er den Rest zerrissen und verschluckt hatte. Gebunden, schäumend vor Wuth, erschöpft von dem ungleichen Kampfe, ließ er die Arme sinken und leistete ferner keinen Widerstand. Man schleppte ihn fort.

„Alles ist verloren!“ schrie Brasfield, vor Kurzem noch so triumphirend.

Wie es oft geschieht, wenn man Papiere verbrennt, so waren auch hier einige von den Flammen nur halb verzehrte Zettel vom Rauche in die Höhe gehoben worden, die in dem Ruße, womit das Rohr gefüllt war, hängen geblieben waren.

Stumme Ergebung und ein hartnäckiges Still-

schweigen waren die letzten Waffen, die einzige Zuflucht dieses Mannes, der bei seinem verbrecherischen Leben einen barbarischen Heroismus an den Tag gelegt hatte. Auf der Straße nach Birmingham begegnete er seiner Tochter, die von einem Diener begleitet zu Pferde nach dem Meierhose zurückkehrte. Das arme Kind, welches die Ursache der Verhaftung ihres Vaters nicht kannte, zerstieß in Thränen und warf sich verzweifelt in seine Arme.

„Liebes Kind,“ sprach dieser, „mein Loos ist gefallen. Nur deine Zukunft bricht mir das Herz. Lebe wohl, meine Tochter, meine arme Tochter! Sei glücklich! Erwinnere Dich nicht meines Lebens, nicht meines Todes, aber der Grundsätze der Erziehung, die ich Dir geben ließ.“

Man schleppte ihn weiter, und dieser Mann von Eisen weinte. Die letzten Zusammenkünfte Brasfield's mit seiner Tochter waren herzerregend. Vom Tribunal schuldig erklärt, hörte er sein Todesurtheil ruhig und entschlossen an; und die Sorge für seine Tochter war das einzige Gefühl, das sich noch in diesem harten, den Tod verachtenden Herzen regte.

Doch die Stimme der Religion erweckte sein Gewissen wieder und er bereitete sich, seine Missethat bereuend, vor seinem Schöpfer bußfertig zu erscheinen. Im Augenblicke, wo der Henker sich anschickte ihm die Hände zu binden, schrie er:

„Beim Namen des allgütigen Gottes sehe ich sie, meine Herren, daß meine Schuld, wie schwer sie auch sein mag, nicht auf das Haupt meiner Tochter falle. Ihr war mein Vergehen unbekannt; je mehr ich dessen Schwere erkannte, desto mehr wachte ich für ihre Reinheit und Unschuld. Vor mir sehe ich die reichsten Gutthäter der Grasschaft, — es sind gewiß Väter unter ihnen. — O, ist denn keiner dabei, der die Sorge für eine unschuldige Waise übernehme und mir die qualvolle Todesangst erleichtere!“

Einer der Richter nahm das Wort: Ihr habt euer Vergehen eingestanden und habt es bereuet; möge euch der gütige Gott gnädig sein.

Ach! meine Tochter, schrie Brasfield an allen Gliedern zitternd.

Ein Schreckensschauder ergriff die ganze Versammlung. Da erhob sich ein Greis mit gebeugtem Nacken, mit tablem Haupte, von dem Rich-



terstuhle, näherte sich dem Beurtheilten und sprach: „Herr Brasfield, ich bin achtzig Jahre alt und habe keine Kinder. Ich werde für ihre Tochter Sorge tragen. Gott will nicht, daß die Unschuld für den Schuldigen gestraft werde: ihre Tugend wird Gottes Gerechtigkeit besänftigen.“

— Gott möge es Ihnen vergelten! rief Brasfield knieend, mit gefalteten Händen vor dem greisen Richter aus, mit starkem und feierlichem Ausdruck, der in die Seele der Anwesenden drang.

Der Scharfrichter stand bereit. Durch die Verheißungen der Religion gestärkt, starb Brasfield standhaft, und seine letzten Worte waren: „Meine Tochter!“

### Schlacht von Cheverino.

(Mit einer Abbildung.)

Einer meiner Freunde, ein Militär, der erst vor wenigen Jahren am Fieber in Algier gestorben, erzählte mir eines Tags das erste Treffen, welchem er angewohnt hatte. Seine Erzählung ergriff mich dergestalt, daß ich sie, sobald ich Zeit hatte, aus dem Gedächtniß niederschrieb. Sie lautete folgendermaßen:

„Am Abend des 4. Septembers 18... kam ich bei meinem Regimente an. Den Oberst traf ich im Bivouac. Er empfing mich anfangs ziemlich kalt und barsch; nachdem er aber das Empfehlungsschreiben des Generals B... gelesen hatte, wurde sein Benehmen etwas artiger, und er richtete einige verbindliche Worte an mich.“

Er stellte mich meinem Hauptmann vor, der eben von einer Reconoscirung zurückkehrte. Dieser Hauptmann, den ich kaum Zeit hatte, kennen zu lernen, war ein großer Mann mit einem sonnenverbrannten Gesichte, dessen Züge einen rauhen, beinahe zurückschlagenden Ausdruck hatten. Er hatte als gemeiner Soldat gedient, und sich seine Epauletten und seinen Orden auf dem Schlachtfelde erworben. Seine heifere und schwache Stimme sprach ganz sonderbar mit seinem beinahe riesenhaften Körperbau ab. Man sagte mir, er verdanke diese seltsame Stimme einer Kugel, welche ihm den Hals in der Nähe der L. trö. re gänzlich durchbohrt hatte.

Als er erfuhr, daß ich eben erst aus der Militärschule ausgetreten sei, verzog er das Gesicht, blickte mich ganz höhniſch an, und sagte:

„Mein Lieutenant ist gestern geblieben...“ Ich verstand recht wohl, daß er eigentlich sagen wollte: „Und so ein unerfahrener Milchbart soll ihn ersetzen!“ Ein beißendes Wort schwebte mir auf den Lippen, doch — ich verschluckte es wieder.

Hinter der Redoute von Cheverino, welche zwei Kononenschußweiten von unserm Bivouac entfernt war, ging der Mond auf, groß und roth, wie gewöhnlich beim Ausgang des Vollmondes; doch — so ausnehmend groß wie diesen Abend dächte mir, ihn noch nie gesehen zu haben. Einen Augenblick zeigten sich auf seiner glänzenden Scherbe die scharfen schwarzen Umrisse der Redoute, die dadurch dem Regel eines, eben im Ausbruch begriffenen feuerspeienden Berges nicht unähnlich sah.

Ein alter Soldat, der in meiner Nähe stand, bemerkte die Farbe des Mondes. „Er ist recht roth heute Abend,“ sagte er für sich hin; „sie wird uns theuer zu stehen kommen, die verdammte Redoute!“ Ich war von jeher abergläubisch, was Wunder, daß mich die Worte dieses Unglücksboten, und vollends in diesem Momente, tief ergriffen. — Ich legte mich nieder, konnte aber nicht schlafen. Ich stand wieder auf, ging eine Zeit lang auf und ab, und betrachtete die ausgedehnte Linie der Wachsfeuer, welche die Höhen jenseits des Dorfes Cheverino begränzten.

Als ich glaubte, die frische und durchdringende Nachtlust habe mein Blut hinlänglich abgekühlt, legte ich mich wieder neben dem Feuer nieder, wickelte mich sorgfältig in meinen Mantel, schloß die Augen und hoffte diese vor Tagesanbruch nicht mehr zu öffnen. Allein es wollte kein Schlaf über mich kommen; unwillkürlich bemächtigte sich meiner eine schwermüthige Stimmung, und meine Gedanken nahmen eine düstere Färbung an. Ich sagte mir, daß ich unter den hunderttausend Menschen, die um mich herumlagen, auch nicht Einen Freund zählte. Wenn ich verwundet in ein Spital würde gebracht werden, würden mich rohe und unwissende Feldscherer rücksichtslos behandeln! Alles, was ich je von chirurgischen Operationen gesehen und gehört hatte, rief mir der Augenblick gegen meinen Willen in's Gedächtniß. Mein Herz schlug hörbar, und gleichsam maschinenmäßig legte ich mein Taschentuch und meine Brieftasche, die ich unter meiner Uniform auf der Brust trug, als eine Art von Cuirass zu recht. Die Ermüdung drückte mich, ich schlummerte ein, doch nur für Augenblicke, denn gleich wieder stellte sich irgend ein anderes unheimli-



ches Bild, und wo möglich noch lebendiger, quälender vor meine Seele, um mich aufzuschrecken aus dem Schlafe, der mehr Betäubung als wirkliche Ruhe war.

Endlich gegen Morgen hin war ich gänzlich eingeschlafen, aber da krächte bald der Lagerhahn, nämlich der Tambour schlug die Tagwache. — Wir stellten uns in Linie, es wurde sogar Appell gemacht und Rapport eingenommen, sodann die Gewehre in Pyramiden gestellt und alles hatte das Anzeichen, als sollten wir einem sorgenlosen ruhigen Tage entgegengehen.

Gegen 3 Uhr Nachmittags jedoch kam ein Adjutant angesprenzt. Die Befehle, die er brachte, zerstreuten jene Hoffnung. Wir mußten die Gewehre wieder ergreifen; unsere Plänkler wurden vor die Front geworfen, und rückten in der Ebene vor; wir folgten, und nach Verlauf von 20 Minuten sahen wir, wie sich die russischen Vorposten alle sammelten und in die Redoute zurückzogen.

Eine Batterie Artillerie pflanzte sich gegen unsere rechte, eine andere gegen unsere linke Flanke auf, aber beide ziemlich weit vor unserer Fronte. Sie begannen ein sehr lebhaftes Feuer, das, von uns ebenso kräftig erwidert, die Redoute von Cheverino bald in dichten Rauchwolken verschwinden ließ.

Mein Regiment war durch eine Terrainspalte vor dem Feuer der Russen beinahe ganz gedeckt. Ihre Kugeln, die übrigens auch nur spärlich gegen uns gerichtet waren, — denn sie zielten vorzugsweise auf unsere Kanoniere — flogen über unsere Köpfe hinweg, oder warfen uns höchstens durch Aufschlagen Erde und Sand in's Gesicht.

Sobald der Befehl zum Vorrücken gegeben, betrachtete mich mein Hauptmann scharf und lange mit einer sonderbaren Aufmerksamkeit, so daß mein Stolz und mein Selbstgefühl erwachten und ich mit einem möglichst ungewohnten Wesen zwei- oder dreimal meinen nicht sehr dichten Schnurrbart strich. Im Grunde genommen hatte ich keine Furcht, nur das Einzige, was mich besorgt machte, war, es könnte sich Jemand einbilden, ich hätte doch welche; diese unschädlichen Kugeln steigerten meine Kaltblütigkeit und meine Ruhe. — Meine Eigenliebe sagte mir, daß ich in einer großen Gefahr schwebe, da ich doch einmal unter dem Feuer einer feindlichen Batterie stand. Ich war entzückt über meinen Gleichmuth, und malte mir in Gedanken schon das Vergnügen aus, das mir bevorstehe, wenn ich die Erstürmung der Redoute von Cheverino erzählen werde.

Der Oberst ritt an meiner Compagnie hinunter. „Nun, junger Freund,“ rief er mir zu, „zum Einstand gleich blaue Bohnen!“ Ich lächelte mit einer gewiß ganz martialischen Miene, indem ich von dem Aermel meiner Uniform den Staub abschüttelte, den mir eine Musketenkugel durch Aufschlagen zwanzig Schritte vor mir dahin geworfen hatte.

Es scheint, die Russen gewährten den schlechten Erfolg ihres Kononenfeuers, denn sie schickten uns nunmehr Haubiz-Granaten, welche uns in der Vertiefung, in der wir Stellung gefaßt hatten, leichter erreichen konnten. Ein ziemlich großes Granatenstück riß mir den Tschakow vom Kopfe und tödtete einen Mann dicht neben mir.

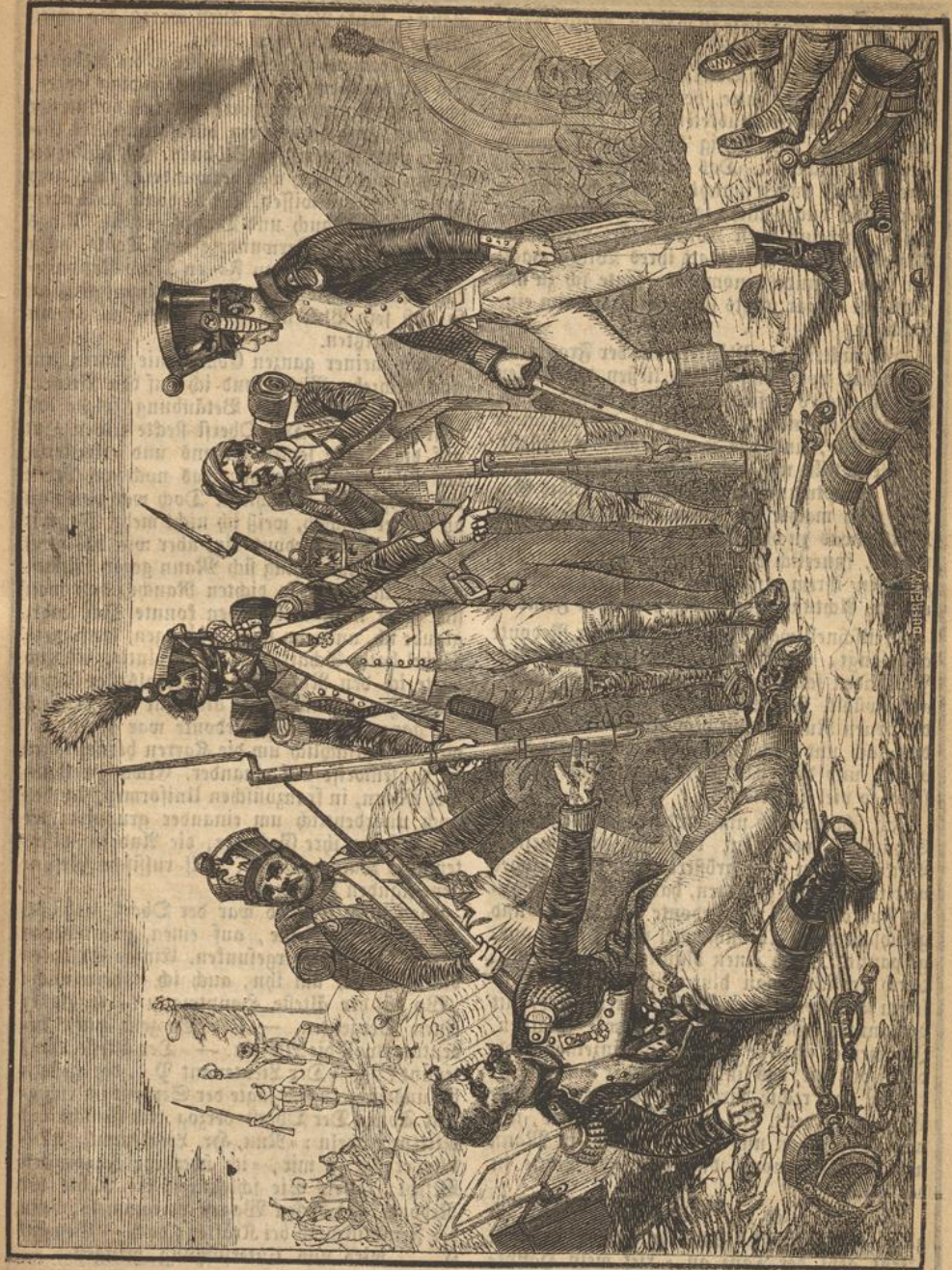
„Ich mache mein Compliment,“ sagte mein Hauptmann zu mir, als ich meinen Tschakow wieder aufhob und zurecht setzte, „jetzt sind Sie quitt für heute.“ Mir war dieser militärische Aberglaube nicht unbekannt, wornach der Grundsatz: non bis in idem ebenso gut auf dem Schlachtfelde, wie im Gerichtssaale seine Anwendung finden soll. Mit einem gewissen Stolze setzte ich den Tschakow wieder auf, und fügte so heiter und wohlgemuth als möglich hinzu: Bliz, da lehrt man Einen ohne viele Umstände höflich sein und grüßen. Diese scherzhafte Bemerkung, in einem so kritischen Momente, gefiel dem Hauptmann außerordentlich. „Ich gratulire,“ erwiderte er, „Ihnen geschieht heute Nichts mehr, und diesen Abend commandiren Sie eine Compagnie, denn für mich, ich fühle es, ist der Ofen heute geheizt. Jedemal noch, so oft einen meiner untergebenen Offiziere eine so gefährliche Kugel traf, wurde ich blessirt, und,“ setzte er leiser hinzu, als wenn er sich dieser Aeußerung schämte, „ihre Namen singen alle mit einem P. an.“ Uebrigens stellte ich mich mehr stark als ich war. Nun mancher Andere hätte es ebenso gemacht wie ich; auch manchen Andern hätten diese prophetischen Worte ebenso tief ergriffen. Ein Neuling auf dem Felde der Ehre konnte ich da Jemand anvertrauen, was in meinem Innern vorging? Mußte ich mir nicht alle Mühe geben, den Kaltblütigen und Unerwarteten zu spielen?

Nach Verfluß einer halben Stunde nahm das Feuer der Russen merklich ab; wir verließen unsern verdeckten Einschnitt und marschirten direct gegen die Redoute vor.

Mein Regiment bestand aus drei Bataillonen. Das zweite wurde beauftragt, die Redoute zu umgehen, und von der Rehlseite anzugreifen; die beiden andern erhielten den Befehl, den An-



...ganz hin-  
er mir zu,  
...Ja läßt  
den Mann,  
...nismann den  
...nterentus  
...ie vor mir  
  
...en schick-  
...ie schick-  
...welche und  
...ig gefügt  
...stetlich  
...ow vom  
...n oben  
  
...ate mein  
...Hofen  
...sind die  
...stärkste  
...nach der  
...auf dem  
...eine An-  
...m Stolze  
...nd flücht  
...hingau:  
...umhänd  
...ste Be-  
...er, ge-  
...t gra-  
...brute  
...andern  
...ich fühlte  
...al noch,  
...jete eine  
...blestet,  
...sich die-  
...ngen alle  
...ich mich  
...Andere  
...wanden  
...e ebenso  
...selbe der  
...en, wack  
...mir nicht  
...and Thro-  
  
...nahm bei  
...verfügen  
...marschieren  
  
...Batallo  
...e Redout  
...agenerien  
...l. der Ma-





griff von der Frontseite zu machen. Meine Compagnie zählte zum dritten Bataillon.

Als wir hinter der Brustwehr, welche uns gedeckt und geschützt hatte, hervorkamen, wurden wir mit mehreren Musketensalven empfangen, die übrigens nur wenig Schaden in unsern Reihen anrichteten. Das Pfeifen der Kugeln machte mich stugen; nicht selten drehte ich den Kopf, oder duckte mich, so daß mich meine, mit diesen unerquicklichen Tönen besser vertrauten Kameraden zum Stichblatt ihres Wuges machten: im Grunde genommen, sagte ich zu mir selbst, ist es gar nichts so Schreckliches um eine Schlacht.

Wir rückten, die Plänkler vor der Front, im Lauffschritt vor: auf einmal ließen die Russen drei Hurrah's erschallen, drei vernehmliche, scharf abgeschnittene Hurrah's; darauf folgte tiefe Stille, und das Feuer wurde eingestellt. „Diese Stille will mir nicht behagen,“ sagte mein Hauptmann, „das deutet auf nichts Gutes.“ Ich machte die Bemerkung, daß unsere Leute etwas zu viel lärmten, und konnte nicht umhin, innerlich eine Vergleichung anzustellen zwischen ihrem ungestümen Geschrei und der ernstlichen Achtung gebietenden Ruhe des Feindes.

Pfeilschnell waren wir am Fuße der Redoute angelangt; unsere Geschüßsalven hatten die Palissaden schon zerstört, und die Erde tüchtig aufgewühlt. Die Soldaten schwangen sich auf die neuen Ruinen, mit dem Rufe: „Victoire!“ das nach und nach in ein wildes Geschrei ausartete, und doch hatten die guten Leute vorher schon so viel geschrien!

Ich schaute mich um, und nie werde ich das Schauspiel vergessen, das sich jetzt meinen Blicken darbot: der größere Theil des Raumes war in die Höhe gestiegen, hatte sich etwa zwanzig Fuß oberhalb der Redoute gesammelt, und gleichsam einen Thronhimmel über dieselbe ausgespannt. Durch einen bläulichten Dunst hindurch erblickte man hinter ihrer halbzerstörten Brustwehr die russischen Grenadiere, mit gespanntem Hahn, regungslos wie Statuen. Ich meine, ich sehe noch jeden einzelnen Soldaten vor mir, das linke Auge starr auf uns gerichtet, das rechte durch das senkrecht stehende Gewehr verdeckt. In einer Schießscharte, nur wenige Fuß von uns entfernt, stand ein Mann neben einer Kanone, die brennende Lunte in der Hand.

Mir rieselte es den Rücken heraus, und ich glaubte, mein letztes Stündlein sei gekommen. „Jetzt geht der Tanz an,“ rief mein Haupt-

mann; „Gute Nacht!“ Dieß waren die letzten Worte, die ich von ihm gehört.

Ein Trommelwirbel erschallte in der Redoute. Ich sah die Gewehre sich zum Anschlag senken, schloß die Augen und hörte nur das donnernde Krachen, und darauf ein durchdringendes Geschrei und — dumpfes Stöhnen. Ich schlug die Augen wieder auf, war verwundert, mich noch auf der Welt zu wissen. Die Redoute stand abermals tief in Rauch und Dampf gehüllt. Rings um mich lagen Verwundete und Todte, mein Hauptmann zu meinen Füßen: eine Kanonensugel hatte ihm den Kopf vom Rumpf gerissen, so daß sein Blut und sein Gehirn bis zu mir herauf spritzten.

Von meiner ganzen Compagnie waren nur noch sechzehn Mann und ich auf den Beinen.

Ein Augenblick der Betäubung folgte auf dieses Blutbad. Der Oberst steckte seinen Hut auf die Spitze seines Degens und erkletterte, der erste, die Brustwehr; was noch am Leben war, folgte ihm blitzschnell. Doch was von nun an weiter geschah, weiß ich nicht mehr. Ja, wir drangen in die Redoute ein, aber wie, das weiß ich nicht. Man schlug sich Mann gegen Mann, mitten in einem so dichten Rauche, daß man sich selbst nicht mehr sehen konnte. Ich habe, glaube ich, auch um mich geschlagen, denn mein Säbel hatte Scharten und war blutig. Endlich hörte ich den Ruf: Sieg! und als der Rauch sich verzog, sah ich Nichts als Blut und Leichen, der ganze Boden der Redoute war bedeckt damit. Hauptächlich um die Karren herum lagen sie haufenweise auf einander. Etwa zweihundert Mann, in französischen Uniformen, standen noch unordentlich um einander gruppiert; die Einen luden ihre Gewehre, die Andern wischten ihre Bajonnette ab. Eils russische Gefangene standen bei ihnen.

Von Blut triefend war der Oberst, nahe bei der Redouten-Kehle, auf einen zerbrochenen Pulverkarren niedergesunken. Einige Soldaten drängten sich um ihn, auch ich näherte mich: „Wo ist der älteste Hauptmann?“ fragte er einen Sergenten. — Der Sergent zuckte bedeutungsvoll die Achseln. — „Der älteste Lieutenant?“ — „Der Lieutenant P. . . der gestern bei uns eingerückt,“ sagte der Sergent im ruhigsten Tone. Der Oberst verzog das Gesicht mit bitterm Lächeln: „Nun, Hr. Lieutenant,“ wendete er sich zu mir, „ich übergebe Ihnen den Befehl; lassen Sie schleunigst die Kehle der Redoute mit diesen Wagen verammeln, denn der Feind ist noch bei Kräften; doch — General C. . . wird uns Unterstützung bringen.“ —



„Aber, Hr. Oberst“, stotterte ich, „Sie sind schwer verwundet!“ — „Nun beim Teufel! ja, junger Freund, aber die Reboute ist unser!“

Ich ließ den Befehl des Obristen vollziehen; allein der Feind, der eben so erschöpft war als wir, versuchte nicht seine Revanche augenblicklich zu nehmen. Dieser von meinem tödtlich verwundeten Obern gegebene Befehl war mir nützlich; er lehrte mich, daß die Kaltblütigkeit die vornehmste Eigenschaft eines Oberoffiziers ist, denn sie läßt ihn in der That die günstigsten Gelegenheiten, sowohl beim Angriff als bei der Verteidigung, ergreifen. Dieselbe diente mir von nun an als Richtschnur, und sie brachte mir Ehre und Beförderung.

### Belohnte Wohlthat.

Während des Kriegs der Kaiserin Katharina von Rußland gegen die Türken im Jahre 1764 stand ein russisches, zum großen Theile aus Ausländern und namentlich auch aus Polen bestehendes Husarenregiment unsern einer türkischen Festung, welche nächstens ganz eingeschlossen werden sollte, und deren Belagerung vorbereitet ward.

Ein junger wackerer Offizier bekam eines Tags den Auftrag, auf Foursagierung auszureiten, und erhielt zu dem Ende 30 Husaren mit. Man hatte den ganzen Tag über kleine Scharmügel mit dem Feinde gehabt, und von beiden Seiten waren Leute gefallen und verwundet. Der russische Lieutenant wußte, daß besonders auch in der Gegend, in welche er jetzt hinausritt, Feinde umhergeschweift und kleine Gefechte geliefert worden waren. Er empfahl also seinen Husaren, da der Tag sich zu neigen begann, sowohl genau auf ihrer Hut zu sein, als auch überall sich umzusehen, ob etwa noch irgendwo ein verwundeter aus ihrem Heere läge, um ihm sofort Beistand leisten zu können.

Da wurde, als der Trupp an dem Saume eines Waldes entlang ritt, aus einem Graben die klagende Stimme eines Menschen vernommen. Sogleich mußten zwei Husaren absteigen und sich — mit aller im Kriege nöthigen Vorsicht — dem Graben nähern, um zu erforschen, woher die Stimme komme, und ob sie die eines Russen oder eines Feindes sei. Möglich brechen die beiden Husaren in ein schallendes Gelächter aus, in Folge dessen der Offizier sich — von einigen seiner Leute begleitet — der Stelle näherte, und im Graben einen alten Juden erblickte,

dessen ehrwürdiges Ansehen eben so Achtung gebot, als seine Lage Mitleid einflößte.

„Hilf mir unglücklichem Greis, und übe Barmherzigkeit an einem Leidenden, der dein Feind nicht ist,“ sprach der Israelit auf polnisch. Der Lieutenant gebot den noch immer lachenden Husaren Ruhe und Ernst, dann aber ließ er den alten Hebräer zunächst aus dem Graben bringen, reichte ihm seine eigene Feldflasche, um ihn durch einen Trunk Wein, den er zufällig bei sich führte, zu erquickten, und erfrischte die Lebensgeister des Erschöpften so, daß er fähig war, zu erzählen: er sei in — ihm von hoher Hand anvertrauten — Geschäften der Armee gefolgt, und hätte heute früh den Versuch machen wollen, ins feindliche Lager zu gelangen, um dort dem diesseitigen Interesse wichtige Nachrichten einzuziehen, als er, nachdem ein Scharmügel beendet gewesen, von nachsetzenden russischen Dragonern hier erreicht, ausgeplündert und verwundet worden wäre. Die Angst hätte ihn vermocht, sich demnächst in diesem Graben zu verstecken, wo aber der heftige Blutverlust seine Kräfte so geschwächt und der Schmerz ihn so überwältigt habe, daß er unvermögend geworden sei, sich wieder hinauszuhelfen.“

Mehrere Husaren meinten nun zwar, dem alten Hunde wäre nicht zu trauen, und das Kürzeste würde sein, ihn vollends niederzuhauen; der Meinung war jedoch der Offizier gar nicht, befahl vielmehr im drohenden Tone, jede derartige Aeußerung ganz zu unterdrücken, und ließ die lautesten und ungestümsten Wünsche sofort, von einem Unteroffizier geführt, weiter reiten, stellte aber 2 der andern Husaren, die er für diejenigen hielt, welche das regste Mitleid mit dem armen blutenden Greise hätten, zum Schutze desselben auf, mit der Anweisung seine Rückkehr hier zu erwarten.

Diese erfolgte etwa nach 2 Stunden, während welcher der Abend hereingebrochen, und bei der ungünstigen Witterung der verwundete Greis so schwach geworden war, daß es nur mit Mühe gelang, ihn weiter fortzubringen. Der Offizier, um seinen Leuten ein Beispiel ächter Menschlichkeit zu geben, saß selbst ab, half und ließ dem jüdischen Greise helfen, sein Pferd zu besteigen, und führte solches mit eigener Hand durch das Dunkel dem Lager und seinem Zelte zu. Zwar hatte er manchen Scherz und leichten Spott seiner Kameraden zu erdulden über den Fang, den er gethan; er wußte aber treffend darauf zu antworten, und ließ sich nicht abhalten, thätiges Erbarmen an dem Greise auszuüben.



Zehn Tage pflegte er desselben theils in seinem Zelte, theils in einer Bauernhütte, wohin er verlegt war, und verschaffte dem Genesenden sodann Pässe, verschah ihn mit einigem Gelde, und entließ ihn unter sicherer Begleitung nach der nächsten rückwärts gelegenen Festung.

„Herr, sprach der tiefgerührte Greis beim Abschiede, Du hast Großes und Gutes an mir gethan, mehr gethan als Sohn und Bruder vermocht hätten. Wie kann ich Dir es je vergelten! Segne Dich der Gott meiner Väter, und sende Dir, wenn Du einst solltest in Noth kommen, einen so edlen Retter — als ich, beraubt, verwundet und dem Tode nahe, in Dir fand.“ Der großmüthige Offizier lehnte allen Dank ab, und entließ den guten Alten mit seinen herzlichsten Wünschen zur glücklichen Heimkehr zu den Seinigen.

Die Festung wurde inbessen eng eingeschlossen, und während die förmliche Belagerung betrieben ward, rückte ein Theil des Heeres, und besonders die Cavallerie, weiter in Feindes Gebiet ein. Das Regiment unseres wackern Lieutenants hatte manches blutige Gefecht mit demselben zu bestehen; er selbst aber zeichnete sich an einem Tage des heißen Kampfes so vortheilhaft aus, daß er am nächsten Tage von dem Oberbefehlshaber zum Rittmeister befördert, und ihm die Eskadron, in der er bisher so rühmlich gedient, da sie ihren Chef verloren hatte, zur Führung anvertraut ward.

Nicht alle seine Kameraden hatten jedoch sein edles fühlendes Herz, das besonders auch von vieler Menschenliebe erwärmt war; er mußte öfters Proben von heimlichem Neide und verborgener Feindschaft erfahren, und so kam es denn, daß er einst bei einem hitzigen Gefechte, in Folge eines feindlichen Ueberfalles, von den Seinigen bei einem kühnen Angriffe nicht so, wie es wohl hätte sein sollen, unterstützt, verwundet und zum Gefangenen gemacht wurde.

In damaliger Zeit war das Schicksal derer, welche in die Gefangenschaft der Türken gerietten, noch überaus beklagenswerth. Gewöhnlich wurden sie ihrer Freiheit für immer beraubt, und wenn sie sich der Sultan nicht etwa selbst vorbehielt, als Sklaven verkauft, dadurch aber zur Verrichtung der niedrigsten Geschäfte verur-

theilt. Auch unsern edlen Rittmeister traf dieses Loos, sobald er hergestellt war; er ward nach Adrianopel abgeführt, und dort der leibeigene Sklave eines reichen Türken, Namens Ali.

Nicht von Geburt war dieser ein Muhamedaner; nein, als ein Sicilianer war er auf einem Kauffahrteischiffe nach Smyrna gekommen, hatte sich dort eines Verbrechens schuldig gemacht, aber durch seinen Uebertritt zum Islamismus gerettet, und war, da er Verschmittheit genug besaß, alle Umstände, selbst auf Kosten der Redlichkeit, zu seinem Vortheile zu benutzen, allmählig zu großen Reichthümern gelangt, und gegenwärtig Besitzer eines reizenden Landhauses bei Adrianopel.

Der unglückliche Offizier mußte jetzt den Lauen eines fremdländischen Tyrannen huldbigen, und sich glücklich schätzen, wenn es ihm einmal vergönnt ward, einige Augenblicke in der Nähe desselben zu verweilen. Er war zum Aufseher über den Stall Ali's bestimmt, und gab sich — der eisernen Nothwendigkeit gehorchend — alle Mühe, zu vermeiden, daß die Unzufriedenheit desselben irgend geweckt werden könnte. Dennoch entging er den Rohheiten desselben nicht ganz, und als einst ein Lieblings Pferd Ali's von demselben durch ungeschicktes Reiten lahm nach Hause zurückgebracht war, sollte durchaus der Aufseher des Stalles daran Schuld sein, ward alsbald von dem hartberzigen Renegaten gemißhandelt und in ein tiefes Gefängniß eingekerkert, woselbst er lange Tage mit Hunger und Durst zu kämpfen hatte.

War durch diesen Vorfall nun aber erst die Bahn zu Mißhandlungen gebrochen, so erfolgten diese nun öfter, und der tiefgebeugte Ehrenmann hatte oft alle seine Mannheit zusammenzunehmen und ihn für seine Bosheiten zu züchtigen.

Eines Tages mußte der Aufseher des Stalles seinem Gebieter nach einer, eine Tagreise von Adrianopel entlegenen, Stadt folgen, woselbst eine Art Messe, verbunden mit einem großen Pferdemarkt, abgehalten ward. Der nicht eben sehr große Ort war gedrängt voll Menschen: Türken, Serbier, Armenier, Polen, Juden, Russen u. s. w. verkehrten in den engen Straßen und in den Läden, sowie auf dem mit den aus-



gesuchtesten Pferden zahlreich besetzten Rossmärkte. Ali selbst hatte bedeutende Einkäufe dort und hier gemacht, und schickte sich am Morgen des fünften Tages eben zur Rückkehr nach Adrianopel an, als ein alter polnischer Jude zu unserm in der Slaverei schmachtenden Offizier herantrat, und ihn nach der Frage: wie er als Rittmeister im russischen Dienste geheißt, und darauf erfolgter Antwort, einen kleinen Zettel in die Hand steckte und sich eiligst entfernte. Auf demselben standen in polnischer Sprache die Worte: „Harre noch eine kurze Zeit, und dein sehnlichster Wunsch wird erfüllt werden.“

Der Rittmeister wußte nicht, wie ihm geschah. Wer in dem fernem Lande, wer in der öden Gefangenschaft weiß von dir, und gedenkt dein, und will dich trösten und erquicken mit dem Balsam der Hoffnung? Ist vielleicht irgend einer deiner früheren Kameraden oder Mitstreiter zugleich gefangen genommen, und ihm ein glücklicheres Loos gefallen, also, daß er — da er dich vielleicht in deiner jetzigen Erniedrigung entdekt hat, dich retten und befreien will zu seiner Zeit? Der edle Slave grubelte hin und her — er konnte sich aber keine Glaubwürdigkeit für seine so süßen Hoffnungen ausgrübeln. Nach seiner Rückkehr von der Messe, wurde er neuerdings in den Kerker geworfen, und seine Lage wurde immer härter und unerträglicher.

Eine Woche schlich nach der andern dahin. Die nur zu leicht erregte Hoffnung schwand immer mehr, und zuletzt schien es dem Verzagenden, als habe ihn nur ein Traum getäuscht, oder der Zettel müsse aus Versehen ihm abgegeben worden sein.

Einst, nach einem Tage voll besonderer Mühen und Anstrengungen, hatte der Rittmeister sich früher als sonst auf sein Lager geworfen; da trat plötzlich Ali mit seinem Haushofmeister, dem knechtischen Diener seiner Launen und Lafter, in sein Gemach und schrie ihn an: „Siehe, fauler Christenhund, müßte ich Dich nicht eben jetzt wieder für deine Trägheit züchtigen; — aber Du bist für meinen Zorn zu schlecht, ich will Dich nicht mehr vor Augen sehen, und habe Dich an einen andern Herrn — an einen solchen verkauft, dessen Du in aller Art würdig bist.

Brich auf, und folge augenblicklich diesem meinem Diener.

Auf dem Hofe stand ein leichter Wagen bespannt; der Rittmeister mußte ihn mit dem Haushofmeister besteigen, und dahin ging's — von zwei andern Slaven begleitet, über Stock und Block, die ganze Nacht hindurch. Als der Morgen dämmerte, erreichten die Reisenden eine Schenke, wo zwei Serbier auf sie warteten, den Rittmeister von den ihn bisher begleitenden Personen schweigend in Empfang nahmen, und mit ihm, ohne anzuhalten, bis an die Ufer der Donau forteilten. Die Unterhaltung war schon des Umstandes willen, daß man sich nicht recht zu verständigen wußte, höchst einsylbig, und von den Serbiern sichtbar vermieden. Tag und Nacht ging, nachdem man die Ueberfahrt über die Donau gemacht hatte, die Reise weiter fort, und erst am heitern Tage erreichte man eine Stadt, in der die Serbier erklärten, rasten zu wollen. Sie hatten den Rittmeister meist schweigend zwar, aber mit besonderer Ehrerbietung behandelt; so, gerade ward ihm auch in dem Hause begegnet, in welchem man abstieg und ihn einführte.

Schon war in unserm Rittmeister der Hoffnung Funke zur hellen Flamme angefaßt, als man ihn aus den Händen der zum Hause seines Peinigers gehörigen Personen befreite, und ihm mit großer Achtung begegnete. Jetzt aber, als er in das ihm angewiesene Zimmer eintrat und dort alles zu seiner besondern Pflege eingerichtet, ja auch einen Oberrock, Mantel und Hut, wie er ihn, als Husarenoffizier sonst getragen, neu vorfand, jetzt schlug sein Herz in höhern frohern Pulsen, und er gab mit wahren Entzücken dem Gedanken Raum, er sei vielleicht durch Fürsprache eines mächtigen Gönners, den er freilich nicht aufzufinden und zu bezeichnen wußte, befreit. Die serbischen Diener baten den Rittmeister, sich den Rock anzulegen, und entfernten sich.

Da öffnete sich bald darauf die Thür und herein trat, festlich gekleidet — der alte Jude dem er einst durch menschenfreundliche Hilfe das Leben gerettet. „Gelobt sei der Gott meiner Väter, sprach der Greis, daß ich Dir vergelten kann, was Du an mir gethan. Sei gegrüßt in dem



„Kaufe deines Knechtes, an dem Du Erbarmen geübt.“ — Thränen rollten über die gefurchten Wangen des ehrwürdigen Israeliten in seinen Silberbart hinab. Kaum aber hatte er den hoch-erstaunten Mann, den er als seinen Retter bezeichnete, begrüßt, da drangen Ältere und jüngere Männer, junge Weiber mit ihren Kindern und blühende Jungfrauen, in das Zimmer, umgaben gerührt und mit großer Herzlichkeit den Rittmeister, und danken ihm laut für des Großvaters Rettung. Es war die Familie des Greises, die mit froher Ungeduld herbeieilte, den edlen Mann zu sehen, dem sie die Erhaltung ihres Vaters und Großvaters verdankte.

Jetzt bestürmte der Rittmeister den Greis mit Fragen, und er vernahm von demselben, daß er durch einen vertrauten Geschäftsträger, den er im russischen Hauptquartiere gehabt, gehört habe, daß sein Retter verwundet in die Gefangenschaft der Türken gerathen sei. Von diesem Tage an wäre seine Ruhe ganz von ihm gewichen, und er habe es sich heilig und theuer angelobt, alles zur Rettung seines Wohlthäters zu versuchen. „Lange spürte ich im türkischen Gebiete, wo ich durch Handelsgeschäfte seit langen Jahren bekannt bin, umher — fuhr der alte Hebräer fort — und konnte Sie nirgends entdecken, noch etwas von Ihnen erfahren. Da sah ich Sie auf dem Kosmarkte in \* mit dem reichen Ali aus Adrianopel, und kundschaftete bald von seinen Leuten aus, daß Sie sein Slav, und von ihm hart gehalten wären. Ich mußte sehr vorsichtig sein, wenn ich Sie retten wollte, denn Ali ist ein gar tüchtiger, böser Mensch. Er hat den Glauben seiner Väter verläugnet, und ist durch Lug und Trug reich und mächtig geworden. Mir blieb nur übrig, Sie noch durch ein paar Worte, meinem alten Diener schriftlich zur Einhändigung an Sie anvertraut, von Ihrer möglichen baldigen Befreiung benachrichtigen zu lassen, auf daß Sie Muth behielten, ihr Unglück noch eine Weile zu ertragen.“

„Einige Wochen später — denn eher durfte es, um Ali's Verdacht zu erregen — nicht geschehen, folgte ich Ihnen nach Adrianopel, und leitete dort ein solches Geschäft ein, das mich mit ihm in besondere Berührung brachte. Ich zeigte ihm einen nicht zu verachtenden Gewinn

und ließ dann die Bitte fallen, er möchte mir einen tüchtigen Menschen von seinen Slaven ablassen, der mich, da ich eines handfesten Mannes bedürfte, nach Constantinopel und Smyrna begleiten solle. Ali ließ mehrere seiner Slaven über den Hof gehen; auch Sie waren unter der Zahl. Mir schlug hoch das gerührte Herz. Mit möglichster Ruhe aber und Gleichgültigkeit wählte ich Sie. — Der ist ein stolzer Bursche, sprach der boshafte Renegat, der erst noch unter strenger Zucht muß mürbe werden. Den muß ich noch erst zähmen, wie ein böses Ross, den lasse ich nicht. Ich aber sprach: den oder keinen, und wurde bedenklich wegen des vorhabenden Geschäfts. Da gab er nach und ließ sich einen guten Preis gefallen. Hierauf gab ich vor, noch erst nach Schumla reisen zu müssen, und bestimmte ihm einen Ort, wohin er Sie sollte an meine Leute, abliefern lassen. Ich nahm Abschied von ihm, reiste von dannen, und nach drei Tagen mußte er Sie mir nachsenden.“

„Der Gott meiner Väter sei gelobt, der mich diesen Tag hat erleben, der mir es hat gelingen lassen, Ihnen zu beweisen, wie ich fühle die Größe des Erbarmens, das Sie an mir geübt. Betrachten Sie sich in meinem Hause hier als Herr. Befehlen Sie über mich, die Meinigen und das Hab und Gut, mit dem der Gott meiner Väter gesegnet hat meinen Fleiß im Handel und Wandel durch lange Jahre. Wenn Sie sich werden erholt haben, werde ich mich glücklich schätzen, Sie selbst in Ihr Lager zu bringen!“

Der dankbare Israelit hielt Wort; er selbst brachte seinen Wohlthäter zu seinem Regimente zurück, bei dem ihn die Liebe und Achtung Aller mit großer Herzlichkeit empfing.

### Der Verwahrer.

(Mit einer großen Abbildung.)

Beim Durchwandern des Sarthedepartements sieht man nahe bei Alençon am Saume des Waldes den Marktsteden St. Paterne, und zwei Büchenschüffe weiter die modernen Gebäude eines großen Ackerbauwesens, dessen Gebäude sich bis nach Fresnaye erstrecken. Dieses Gut könnte seines vortrefflichen Anbaues wegen als Musterpachthof gelten. Es gehörte ehedessen einem reichen und einsichtsvollen, aber im Lande



sehr gefürchteten Manne, der Hr. Voisel hieß. Freiwilliger im Alter von fünfzehn Jahren, während der ersten Schilberhebung der Vendeer, überlebte er das Unglück seiner Partei und ließ sich im Sarthe departement nieder, wo er beträchtliche Güter ankaufte.

Ob schon sechzig Jahre alt, hatte der Eigenthümer von Viviers (so hieß das Gut) nichts von seinem Eifer verloren, sein Vermögen zu vermehren. Unverföhnlich rächte er den geringsten Eingriff in sein Recht und behandelte Alles nach der äußersten Strenge, weßwegen er ebenso gehaßt als gefürchtet war.

Die Morgendämmerung fing kaum an zu grauen, als sich in der großen Allée des Gartens ein Gespräch vernehmen ließ. Zwei Frauen begleiteten einen jungen Menschen, dessen gesenktes Haupt und niedergeschlagenes Aussehen einen tiefen Kummer verriethen. Die ältere versuchte die jüngere, deren Hand sie in der ibrigen hielt und die ebenso betrübt schien, wie ihr Begeleiter, durch theilnehmendes Zurufen zu trösten.

— Nun, Rosine, Muth gefaßt! sagte sie freundlich. Es handelt sich nicht um eine ewige Trennung; der Michel kommt wieder zurück.

Das junge Mädchen schüttelte den Kopf. — Sie wissen was mein Dheim gesagt hat, lächelte sie mit gebrochener Stimme.

— Sicher ist, sagte Michel, daß, so lang mich Hr. Voisel für den Sohn des Pächters hielt, der mich nach dem Ruin meiner Familie angenommen und erzogen hat, ich nicht über ihn klagen konnte, er behandelte mich, wie Sie, streng, aber gerecht; allein vom Tage an, wo ich Ihrem Anrathen zufolge und in der Hoffnung seine Theilnahme zu erregen, ihm meinen rechten Familiennamen bekannt gemacht, schien ich ihm verhaßt geworden zu sein. Immer darauf bedacht, mich auf einem Fehler zu erwischen, schützte er meine Liebenschaft als Vorwand vor, um mich vom Pachtthofe zu entfernen.

— Sage als Ursache, versetzte traurig die Mutter. Ach! mein Bruder hat diese Krankheit mit vielen Reichen gemein; er verachtet die Armen. Was liegt dir aber daran, jetzt, da er dir nichts mehr zu befehlen hat! Du kommst nun in einen neuen Wirkungskreis; wer weiß, ob du nicht dein Glück machst, wie viele Andere? Hat dir der liebe Gott doch Verstand und Gesundheit verlieht. Von jetzt an mußt du dir ein Ziel vorsetzen, das du nie außer Acht lassen sollst; die reibliche Liebe gibt sich nicht durch Verzweiflung, sondern durch fortwährende Kraft-

anstrengung kund: arbeite fleißig; meine Tochter wird auf dich warten.

— Sie versprechen mir's also, Madam Darcy, sagte Michel, der stehen geblieben war.

— Ja, Michel, ich verspreche es dir, erwiederte die Dame mit feierlich gerührter Stimme. Du kennst die Ursache, warum ich heute meine Einwilligung zu dieser Ehe nicht geben kann. Mein Bruder hat Rosine erziehen lassen; seit zehn Jahren verbanken wir ihm unser Wohlsein; noch viele andere Dienste gebieten uns, dem Willen des Hrn. Voisel uns zu unterwerfen. Der gesunde Verstand würde übrigens diese unmittelbare Verbindung mißbilligen. Rosine hat kein Vermögen, und du hast kein selbstständiges Geschäft; vor Allem muß man seine Zukunft durch die Einkünfte sicher stellen. Gehe nach Alençon, lieber Freund, suche das Zutrauen des biedern Fabrikanten zu verdienen, bei dem du eintrittst, und bald wirst du dich, wie ich hoffe, in einer Lage befinden, die mir erlauben wird, dir die Zukunft meiner Tochter anzuvertrauen. Michel, dem Thränen in den Augen standen, reichte der Madam Darcy die Hand. Sie waren am Ende der eingeschlagenen Allée angekommen.

— Trennen wir uns hier, sagte die Mutter gerührt; wir haben uns sonst keine Mittheilung zu machen; wir würden unnützerweise das traurige Scheiden verlängern. Dein Pferd erwartet dich, wie du gesagt, an der kleinen Thür; gehe gefaßt und denke bisweilen an uns.

Michel antwortete mit unterbrochenen Worten, umarmte die Mutter und die Tochter und verschwand in einer Querallee, die an ein anderes Ende des Gartens führte.

Die zwei Weibslente blieben unbeweglich am nämlichen Plage stehen, bis er aus ihrem Gesichte verschwunden war, dann begaben sie sich traurig in ihr Zimmer. Michels Abreise war in der That fast ebenso schmerzlich für Madam Darcy als für ihre Tochter. Seit zwei Jahren, daß der junge Mensch die Bücher und Correspondenz des Hrn. Voisel führte, hatte sie seine empfehlungswerthen Eigenschaften kennen gelernt und begriffen, daß sie ihrer Tochter Loos keinen treuern Händen anvertrauen könnte; auch hatte sie ihrer Neigung nichts in den Weg gelegt, in der Hoffnung, ihr Bruder werde nichts dagegen einwenden; allein Alles hatte eine andere Wendung genommen, als sie vermuthet hatte. Weit entfernt für Michel wohlwollender zu sein, seitdem er wußte, daß dieser der Sprößling einer alten adeligen Familie ist, die durch die Niederlage der Vendeer ihr Gut und Leben verloren hatte, schien er ihn von diesem Augen-



blicke an nur ungern um sich zu sehen; kaum aber hatte er seine Eheprojekte erfahren, als er ihm ankündigte, er solle sich anderwärts eine Anstellung suchen. Die Dazwischenkunft der Madam Darcy und die Thränen Rosinens waren vergebens. Der Eigenthümer von Viviers erklärte, er werde nie einwilligen, daß Rosine einen Mann ohne Vermögen und ohne bürgerliche Stellung heirathe; daß er für sie eine Verbindung will, wodurch seine eigene Person an Gewicht gewinne, und daß die zwei Frauen zwischen dem jungen Menschen und ihm zu wählen hätten.

Michels Abschied hat dem Leser schon gesagt, auf wen diese Wahl gefallen. Ohne eine Verbindung aufzugeben, die sie billigte, erachtete Madam Darcy für nothwendig, dieselbe aufzuschieben. Dank ihrer Empfehlung, wurde Michel bei einem der reichsten Industriellen des Departements angestellt, und war im Begriff sich dahin zu begeben.

Als er sich dem Garteneck näherte, wo sich die kleine Thür befand, durch welche er hinausgehen wollte, ging er wider Willen langsamer und sah hinter sich. Zwei unerkenntliche Gestalten schlüpfen in der Ferne zwischen den Bäumen und verschwanden allmählig im Morgennebel. Indem sie Michel mit dem Blick verfolgte, empfand er eine außerordentliche Gemüthserschütterung. War es vielleicht, weil er diejenige, der er alle seine Zukunftsprojekte mitgetheilt hatte, auf lange Zeit nicht mehr sehen sollte? Sein Herz war sehr beklommen, und er blieb wie verwirrt stehen durch diesen schmerzhaften Gedanken.

In demselben Augenblick erkündete einige Schritte weiter in seinem Ohr das Krachen von brechenden Spalieren, das aber kaum seine Aufmerksamkeit erregte.

Plötzlich erhob sich mitten in den Reben, welche die Gartenmauer umgaben, ein Kraukopf, der sich nach allen Seiten wendete, um das Halblicht zu befragen, ob er allein sei; ein dichtes Gebüsch verbarg ihm die Anwesenheit Michels. Durch die tiefe Stille ermutigt, erhob sich derselbe mehr und nun konnte man das Brustbild eines ärmlich gekleideten Mannes unterscheiden, an dessen Achsel eine alte Gelbgurte hing. Das Alter und das Glend waren schmerzhaft auf dem Außern des Mannes ausgebrüht. Unsicherheit lag in seinen Bewegungen und Angst in seiner Physionomie. Nachdem er auf der andern Seite der Mauer die Spalten gefunden, die ihm zum Erstiegen gebient hatten, überschritt er die Mauerkappe und sein Fuß suchte einen Haltungspunkt um hinabzusteigen, als Michel

endlich aus seiner Träumerei erwachte und der kleinen Thür zuschritt.

Sein unerwartetes Erscheinen verursachte dem nächstlichen Besucher eben so viel Schrecken als Ersauern. Er legte sich schnell auf die Kappe der Ringmauer und wollte eiligst herabsteigen, als er ausglitschte und mitten in die Hecken und Brennesseln fiel, welche auswendig längs der Mauer wuchsen.

Beim Lärmen dieses Falls erhob Michel den Kopf; allein es war noch nicht hell genug, um das gebrochene Gitterwerk und die verrammelten Reben unterscheiden zu können, was ihm Alles erklärt haben würde. Er forschte der Ursache dessen, was er gesehen und gehört hatte, nicht nach, begab sich an die kleine Thüre, die er aufriegelte, und ging in's Freie.

Eben wollte er über ein Aeskrüd gehen, als dumpfes Rechzen seine Aufmerksamkeit erweckte. Das Wimmern kam aus dem hohen Gras, welches die Gartenmauer umgab. Michel richtete seine Schritte mit einer gewissen Unschlüssigkeit gegen den Ort, den ihm das Sammern anzuzeigen schien. Von weitem sah er eine bewegliche, winselnde Masse. Er verdoppelte den Schritt und befand sich bald vor dem Verwundeten.

— Der Rouleur! schrie er erkannt.

— Ach! Retten Sie mich, Hr. Michel, stammelte der Mann mit der Gelbgurte, indem er sich im Gesträuche herumwälzte; ich bin tödtlich verwundet, ich bin todt.

— Wohlan, erwiederte der junge Mensch, der das Gefährliche des Falls nicht ahnte: Ihr werdet gehern im Rothen-Kreuz zu viel getrunken haben, und seid jetzt mit einem Kreuzweh erwacht.

— Nein! ach nein! seufzte der Rouleur, glauben Sie dies nicht, theurer Hr. Michel. So wahr ich ein Christ bin, ich habe meinen Theil; da sehen Sie, wie ich blute!

— Ihr blutet! wiederholte Michel ergötzen. Was habt Ihr denn? Was ist Euch widerfahren?

Seiner Schmerzen ungeachtet hatte der Rouleur die Geistesgegenwart, diese letzte Frage nicht zu beantworten. Er klagte noch jämmerlicher und erzählte mitunter eine Geschichte ohne Zusammenhang, was seinen Zuhörer überzeugte, daß sein Fall die Folge der Trunkenheit sei. Er forderte ihn auf, sich Gewalt anzuthun um aufzustehen; allein alle Versuche hiezu waren vergeblich. Da Michel sah, daß er nicht gehen konnte, holte er eilends sein Pferd, setzte ihn darauf und schlug ihm vor, ihn in den Pachtbof von Viviers zu bringen, welches die nächste Be-



wohnung war; allein der Rouleur schlug diesen Ort hartnäckig aus, und verlangte in seine Hütte gebracht zu werden, die vor dem Dorfe draussen lag. Da angelangt, trug ihn sein Führer in den Armen auf sein Strohlager, und schickte sich an, den Arzt von St. Vaterne zu holen; allein der Verwundete beschwor ihn, mit gebrochener Stimme: „Um Gottes Willen, verlassen Sie mich nicht; haben Sie Mitleid mit mir. Wenn man mich allein läßt, bin ich ein verlorener Mensch.“

— Man muß aber doch einen Arzt rufen, bemerkte Michel.

— Nein, versetzte der Bettler, ich will keinen. Was ich im Augenblick brauche, das wäre ein Trunk. Bei Ihrer heiligen Taufe, Hr. Michel, verlassen Sie mich nicht, ohne mir zu trinken zu geben.

Michel sah um sich und fand einen Krug voll Wasser und eine angebrochene Brantweinflasche. Der Rouleur begehrte den Brantwein und behauptete, es gäbe nichts Heilsameres für einen Fall, da ihn selbst die Aerzte zum Einreiben verordneten; allein er konnte Michel nicht davon überzeugen, der ihm den Wasserkrug reichte und sich anschickte, Hilfe zu suchen, obnerachtet des Rouleurs Widerstandes, als Hr. Voisel unter der Thüre der Hütte erschien. Der Eigenthümer von Viviers ward der Erste auf den Beinen, um den Bestand seiner Güter zu übersehen, da sah er gerade Michels Pferd vor der Thüre Franzens und war eingetreten, um zu erfahren, was der junge Mensch um diese Stunde darin zu thun haben mag.

Als ihn der Verwundete erblickte, entsetzte er sich und wollte aufrechtstehen, allein seine Kräfte erlaubten es ihm nicht. Hr. Voisel fragte, was geschehen, und Michel erzählte ihm, wie er den Rouleur halbhart bei der Gartenmauer gefunden habe.

— Und was machtest du da, Schlingel? fragte der Eigenthümer von Viviers, indem er Franz scharf in's Auge faßte.

Dieser bemühte sich seine Hand zu erheben und nahm duckmäuserisch seine Müge ab. „Um Vergebung, Hr. Maire, ich befand mich da ganz wider Willen, und das beweist sich, weil ich weder aufstehen noch einen Schritt machen konnte.“

— Wie warst du aber gefallen?

— Ach! mein lieber Jesus, erwiederte der Bettler, durch Ungeschicklichkeit und Unglück.

— Ich habe ihn bei der alten Mauer getroffen, in der Nähe eines Steinhauses, bemerkte Michel.

Der Eigenthümer erhob lebhaft den Kopf.

— Da war er also bei der großen Mauerpalte? fragte er.

— Gerade beim Mauerbruch, den Sie ausbessern lassen wollen.

Hr. Voisel stampfte mit dem Stock auf den Boden.

— Bei meiner Seele, der Tagelohn ist beim Ersteigen der Mauer gefallen, schrie er.

— Es ist nicht wahr, erwiederte der Rouleur mit einer Schnelligkeit, die des Maire's Vermuthungen bestätigte.

— Du kommst aus dem Garten oder wolltest in denselben gehen, versetzte er drohend.

— Ganz und gar nicht, stotterte Franz. Warum hätte ich denn in Ihren Garten gehen sollen? Was liegen mir Ihre Adrifosen an.

— Du weißt also, daß es deren darin hat? bemerkte Hr. Voisel.

— Das heißt . . . gewiß muß es deren darin haben . . . versetzte der Rouleur verwirrt. Jedermann weiß, daß die reichen Leute gute Früchte lieben.

— Was mir beweist, daß du Ihnen meine Früchte verkaufst, nicht wahr? denn du bist der Dieb, der mich seit vierzehn Tagen bestiehlt.

— Sagen Sie doch das nicht, versetzte Franz, der grob wurde, um seine Verwirrung zu verbergen; man muß die armen Leute nicht quälen, wenn man keine Beweise hat.

— Ich werde deren bekommen, unterbrach Hr. Voisel, dessen Blick auf der Geldgurte haftete, welche der Rouleur so unter sich geschoben hatte, daß kaum eine Ecke davon sichtbar war. Er näherte sich schnell derselben und ergriff das Seil, das über Franzens Achsel hing; allein dieser hielt es mit beiden Händen fest.

— Rühren Sie mich nicht an, schrie er; Sie haben kein Recht dazu. Niemand darf ohne meine Einwilligung in meine Geldgurte schauen. Der Herr thut mir wehe. — Er wird das vor dem Richter verantworten müssen, wenn ich nicht arbeiten kann.

— Gut! sagte Hr. Voisel; ich werde aber, beim Henker! wissen, was ich zu thun habe.

Er hatte die Geldgurte mit Gewalt zu sich gezogen; dieselbe ging auf und die schönsten Früchte des Gartens von Viviers rollten auf das Bett.

Der Beweis war zu handgreiflich, als daß der Rouleur noch hätte läugnen können; auch zog er andere Saiten auf und flehte die Nachsicht des Hrn. Voisel an. Allein die Gewißheit des Diebstahls, den er bis dahin nur vermutet hatte, machte diesen so wüthend, daß er nichts mehr anhörte. Im ersten Augenblick ergriff er eine Peitsche, die am Ramin hing, und bedrohte mit



deren Stiel den Verwundeten. Michel stellte sich vor's Bett und streckte die Arme aus.

— Laß mich machen, schrieb Hr. Loisel; er ist ein Dieb, den ich durchprügeln will. Ach! warum war ich nicht mit meiner Flinte da, als er die Mauer erstieg, ich würde ihn ohne Mitleiden erschossen haben.

— Gnade! besser Hr. Maire, schrieb der Rouleur; bin ich doch schon genug gestraft! Wollen Sie denn den Tod eines Christen wegen einiger schlechten Früchte?

— Schlechte Früchte! wiederholte der in seinem Hochmuth gekränkte Hr. Loisel. Schlechte Früchte! meine schönsten Arikosen! Spalierpflirsche, deren Duzend zwei Franken in Alençon kostet. Du sollst auf der Galeere verfaulen, Spitzbube.

Der Rouleur konnte nicht antworten. Sei es, daß die Folge des Falles sich nicht augenblicklich fühlen ließ, sei es, daß sein entdeckter Diebstahl ihn ganz verwirrt hatte, er warf häufiges Blut aus, und stieß Schmerzensschreie aus, die den Michel rührten, der Hr. Loisel bemerkte, daß man nothwendigerweise einen Arzt holen sollte.

— Einen Arzt! versetzte dieser wüthentbrannt. Du willst sagen, den Friedensrichter, die Gendarmen: man hole sie auf der Stelle.

Er lief an die Thüre, rief einem vorbeigehenden Ackerknecht und befahl ihm Michels Pferd zu nehmen und ohne Verzug den Friedensrichter herbeizuholen.

Michel wollte den Mittelmann machen, allein Hr. Loisel ließ ihn nicht zum Wort kommen.

— Keine Gnade! keine Gnade! rief er im Zähjorn: die Strafslosigkeit muntert die Spitzbuben auf. Du weißt das Eigenthum nicht zu schätzen, wie alle die keines haben; ich aber bin der Meinung, daß Jedermann das seinige bewahre, und so wahr ich diese Gristel in der Hand habe, dessen Griff ich deinem Günstling gerne auf dem Hirn zerschlagen hätte, wird er nicht aufstehen als um auf der Galeere den Platz einzunehmen, der ihm gebührt.

Diese letzten Worte waren in einem Tone ausgesprochen, der Michel auf alles Anhalten verzichten machte; er näherte sich Franzens Bett, dessen Schmerzen beißender zu werden schienen.

Seine Verlegenheit war allergrößt; er wäre dem Verwundeten gerne beigestanden; allein die Wohnung des nächsten Arztes war über eine Stunde entfernt, und der von Hrn. Loisel fortgeschickte Hausknecht hatte sein Pferd mitgenommen. Zudem hielt ihn Franz durch sein Bitten bei sich. Wenn sich der Eigenthümer von Biviers nur über ihn erbarmen wollte;

als Entschädigung seines Diebstahls schützte er seine Armuth, sein Alter und seine Verlassenheit vor; er suchte sich dem Maire von St. Patern durch gemeinschaftliche Erinnerungen zu empfehlen. Beide waren Venbeer und hatten sich ehedessen daselbst gekannt; der Rouleur hatte sogar einige Freunde des Hrn. Loisel gekannt, die er ihm nannte, und deren Empfehlung er laut anrief, indem er sein Flehen mit Thränen begleitete; allein der, welchen er zu rühren versuchte, war nicht mehr da; in seiner Ungeduld sich zu rächen, war er dem Friedensrichter entgegengegangen, mit welchem er alsbald erschien.

Hr. Lesebure übte schon dreißig Jahre sein wichtiges und schwieriges Amt im Kanton aus. Die Erfahrung, welche die gemeinen Seelen abhärtet, hatte die seinige zum Mitleiden gestimmt: er wendete das Gesetz an, wie ein wahrer Chirurg ein Heilmittel, mit Vorsicht und Wohlwollen; der Schulbige war in seinen Augen allzeit ein Unglücklicher, niemals ein Feind. Als ihn jedoch der Rouleur von seinem Gerichtschreiber begleitet sah, stieß er ein klägliches Seufzen aus.

— Jesus, mein Heiland! so ist es denn wahr, daß ich dem Gerichte überliefert bin.

— Nur ruhig, mein lieber Mann, sagte dieser, der beim ersten Anblick den gefährlichen Zustand des Verwundeten erkannt hatte; wir wollen euer Uebel nicht vergrößern.

— Ach! mit mir ist's aus, Hr. Lesebure, fuhr Franz fort; ich fühle wohl, daß ich keine zwei Tage mehr aushalten werde; allein für die Katherine ist mir's Leid; wenn ich vor's Gericht komme, stirbt die Unglückliche vor Scham.

Der Friedensrichter wendete sich an Hrn. Loisel.

— Die Katherine ist unstreitig ein rechtschaffenes Weib, sagte er halblaut.

— Das heißt, man müßte einen Taugenichts verschonen, weil ihm seine Tochter nicht gleicht? erwiderte der Maire von St. Patern beißend.

— Das habe ich nicht gesagt, Hr. Loisel, versetzte sanft Hr. Lesebure; ich habe mir nur eine Bemerkung erlaubt, in der Meinung, daß sie Sie könnte aufmerksam machen.

— Meine Ueberlegung ist gemacht, erwiderte Hr. Loisel: ich bin befohlen worden, ich hebe den Dieb, und er muß vor den Assisen erscheinen. Jeder soll nach seinen Werken bezahlt werden.

— Um Vergebung, bemerkte der alte Herr lächelnd. Das Evangelium empfiehlt, das Böse durch Gutes zu vergelten.

— Mein Evangelium ist das Strafgesetzbuch, Hr. Friedensrichter, erwiderte trocken der Eigenthümer von Biviers. Dieser Mensch hat



meinen Garten ausgeplündert; ich will, daß er arretirt werde; ich habe das Recht dazu, und ich könnte hinzusetzen, daß es unsere Pflicht ist.

Hr. Loisel hatte diese letzten Worte stark betont, welche eine deutliche Verhaltensregel für den Hrn. Friedensrichter waren. Letzterer lächelte und nahm dieselbe unterthänig an.

— Ich weiß dies wohl, mein Herr, sagte er sanftmüthig und traurig, ich weiß aber auch, daß derjenige, der sich nur auf sein Recht stützt, oft Gefahr läuft, grausam zu werden, und daß die Erfüllung einer Pflicht, wenn sie nicht durch das Herz erwärmt ist, so viele Wunden verursacht als sie heilt. Uebrigens haben Sie mich holen lassen, um diesen Unglücklichen zu verhören, und, da Sie in ihrem Entschluß verharren, so werde ich meine Pflicht erfüllen, wenn seine Wunde kein Hinderniß dagegen ist.

— So eben hat sie ihn nicht gehindert, mich um Nachsicht zu ersuchen, bemerkte der Maire; sie kann ihn also nicht hindern zu antworten.

Hr. Lefebure gab ein Zeichen der Zustimmung, gebot seinem Schreiber Platz am Tisch zu nehmen und fing das Verhör des Rouleurs an.

Letzter gestand Alles offen ein, untermischte jedoch Rechtfertigungen, Reue und Bitten. In seinen vertraulichen Mittheilungen erzählte er, wie er sein ganzes Leben unter dem bösen Einfluß und den Versuchungen der Armuth gestanden. Wie viele Andere, hatte Franz von seinen Eltern nur das Dasein erhalten. Ohne moralische Leitung und ohne ernstlichen Zweck sich selbst überlassen, hatte er sich dem Ungefähr ergeben, hatte sich so zu sagen über jede Verantwortlichkeit hinausgesetzt, ward bald ehrlich, bald verrückt, je nach dem empfangenen Eindruck, ohne es zu wissen oder sich darum zu bekümmern. Hr. Lefebure hatte ihn die Geständnisse vervielfachen lassen, die ihn ansprachen, wie Alles was die geheimen Triebfedern der menschlichen Seele sind; er hoffte überdies, daß die Herzensergüsse des Greises seinen Ankläger erweichen könnten; allein wie alle ihrer Leidenschaft ergebenen Personen, sah dieser in den Geständnissen des Bettlers nur Anklagegegenstände; auch trieb er auf Abfertigung des Verbalprozesses, den er mit einem fast freudigen Geschäftseifer unterschrieb. Als Zeuge sollte Michel ebenfalls unterschreiben; Hr. Loisel reichte ihm die Feder.

— Hauptsächlich aber unterzeichnet neuern wahren Namen, bemerkte er, als sich der junge Mensch zum Schreiben anschickte. Schreibt leserlich, Michel, von Billiers.

Der Rouleur, der sich auf seinem Bette krümmte, wurde plötzlich nachdenkend.

— Von Billiers, wiederholte er, indem er sich gegen den jungen Menschen wendete. Sie heißen also nicht Courmand?

— Das ist der Name meines Pflegevaters, erwiederte Michel; man nannte mich gewöhnlich so und ich selbst hielt ihn für den meinigen; allein mein Vater hieß von Billiers.

— Heinrich von Billiers.

— Das ist's. Wer hat dir's gesagt?

— Er hat in der Bendee gedient.

— Unter Charette!

— Gut! schrie Franz sich aufrecht sitzend; ich muß ihn doch betrachten.

— Weißt du denn nicht, daß ich ein Waise bin? unterbrach Michel.

Der Rouleur schlug sich an die Stirne.

— Richtig, sagte er; allein Sie sind sein Sohn

und einziger Erbe?

— Ohne Zweifel.

— Dann habe ich mit Ihnen zu sprechen; vielleicht wissen Sie, wovon es sich handelt.

Er hatte sich dem Mande des Betters genähert und seine Hände durchsuchten krampfhaft den Strohsack, aus dem er einen Fegen Tuch hervorzog, in welchem etwas Unförmliches eingewickelt war.

Hr. Loisel trat schnell herbei.

— Schon seit langen Jahren ist mir dies anvertraut worden, sagte der Verwundete; seit dem Uebergang über die Loire nach der Mezelei bei Mand.

— Und dann? unterbrach ungeduldig der Maire.

— Je nun, ich hatte mich nach Bretagne geflüchtet, wie Jedermann, fuhr Franz fort, und ich wartete in der Nähe von Carquesou eine Gelegenheit, wieder über das Wasser zu setzen, als ein anderer Brigand in den Wachtthof kam, in dem ich versteckt war. Als er die Straße von Ancenis verlassen hatte, war er Dragonern in die Hände gefallen und hatte drei Säbelhiebe erhalten; auch stand es mit ihm nicht viel besser als jetzt mit mir; er war halbtodt.

— Und er hat dir das eingehändigt, was du da hast? fragte Hr. Loisel, der alle diese Einzelheiten gerne übergangen hätte.

— Wie der Hr. Maire sagt, erwiederte der Rouleur. Er hatte einen meiner Oheime gekannt, welcher in Condé wohnte. Als er fühlte, daß er sterben würde, rief er alle Leute des Wachtthofes zusammen, und gab mir dieses Stück in ihrer Gegenwart, indem er mich schwören ließ, daß ich es Hrn. Heinrich von Billiers überliefern werde.



— Und Ihr habt dies Versprechen nicht erfüllt? fragte der Friedensrichter.

— Einzig, weil ich nach Herstellung des Friedens diese Person vergeblich aufgesucht habe.

— Mein Vater ist in der That am nämlichen Tage umgekommen als Charette, bemerkte Michel.

— Und der rechtschaffene Bourmand hatte Sie angenommen? fuhr Franz fort. Jetzt begreife ich, warum ich nichts erfahren konnte.

— Kennt Ihr wenigstens den Namen desjenigen, der Euch dieses Päckchen übergeben hat? fragte der Maire immer neugieriger.

— Ganz gewiß, versetzte Franz. Es war ein Knecht aus dem „Löwen“ von Angers, der Wilhelm hieß.

Hr. Loisel machte eine barsche Bewegung und entfärbte sich.

— Dieser Schlingel hat uns zum Besten, sagte er, indem er zu lächeln suchte; er dichtet einen Roman, um uns zu unterhalten und Zeit zu gewinnen.

— Ich erdachte nichts, schrie der Rouleur; so wahr als nur ein Gott im Himmel ist, habe ich wiederholt was geschehen ist.

— Das kann sich übrigens alles bewähren, warf Hr. Lefebure ein, dem die Erschütterung des Maires nicht entgangen war. Laßt vorerst sehen was dieser Lumpen enthält.

— Jesus, mein Gott! nicht viel, erwiderte Franz, mit einem fast verächtlichen Achselzucken.

— Also weißt du was darin ist? sagte der Friedensrichter.

— Ich mußte doch wissen, was ich aufbewahrte, versetzte der Bettler; da ich aber ein Christ bin, Hr. Lefebure, so behauere ich, daß nur dieses Stück zinnernen Tellers im Lumpen war.

— Gib her, unterbrach der Eigenthümer von Biviers, und streckte die Hand aus, um es zu empfangen.

Allein Hr. Lefebure kam ihm zuvor.

— Einen Augenblick, sagte er ernst; man wendet nicht so viel Voracht an, um einen werthlosen Gegenstand zu verwahren; da muß ein Geheimniß dahinter sein.

— Sagen Sie eine Fopperei, versetzte Hr. Loisel; was kann wohl dieses Stück Zinn werth sein?

— Das wollen wir gleich sehen, erwiderte der Friedensrichter, der an's Fenster gegangen war; denn da sind einige Zeilen auf das Metall eingegraben.

Der Maire erblaßte, und Hr. Lefebure las, sich mehrmal unterbrechend: „Ich Unterschriebener bescheinige hierdurch, von Hrn. Wilhelm vom „Löwen“ aus Angers dreihundert zwanzig

Louisd'or empfangen zu haben, eine mit Diamanten besetzte Uhr und zwei Ritterringe, alles eine von Heinrich von Billiers anvertraute Hinterlage bildend, welche ich verspreche diesem Letztern oder seinen rechtmäßigen Erben einzuhändigen.“

„Doppelt ausgefertigt zu Barodes, den 3. Januar 1794.“\*

— Und die Unterschrift, fragte lebhaft Michel den Friedensrichter, der plötzlich schwieg.

— Die Unterschrift soll Ihnen bekannt sein, antwortete dieser, indem er sich umdrehte, denn es ist jene des Hrn. Georg Loisel.

Michel that einen Schritt zurück mit einem Schrei des Staunens, und der Eigenthümer von Biviers schloß die Augen, wie wenn er verblendet worden wäre.

Jetzt richtete sich der Rouleur, der dies gehört hatte, auf.

— Georg Loisel, wiederholte er mit einer gehässigen Freude in den Augen! Ist dies möglich? Das wäre unser Maire. Warum hat er aber das Geld nicht zurückerstattet?

— Dieser Empfangschein ist eine Lüge... eine Verleumdung! stotterte Hr. Loisel.

— Warum zittert denn der Herr so gewaltig? fuhr Franz fort, dessen flehender Ton plötzlich in einen anmaßenden übergegangen war. Wenn ich gelogen habe, kann man sich dessen überzeugen, denn der Pächter von Carquesou, welcher Zeuge von der Hinterlage war, lebt noch.

Der Maire machte eine Bewegung.

— Und wenn sein Zeugniß nicht hinreichend wäre, so existirt noch ein anderer Beweis.

— Ein Beweis, murmelte Hr. Loisel, je mehr und mehr in Schrecken versetzt.

— Ja, die Abschrift des Empfangszeichens.

— Was willst du sagen?

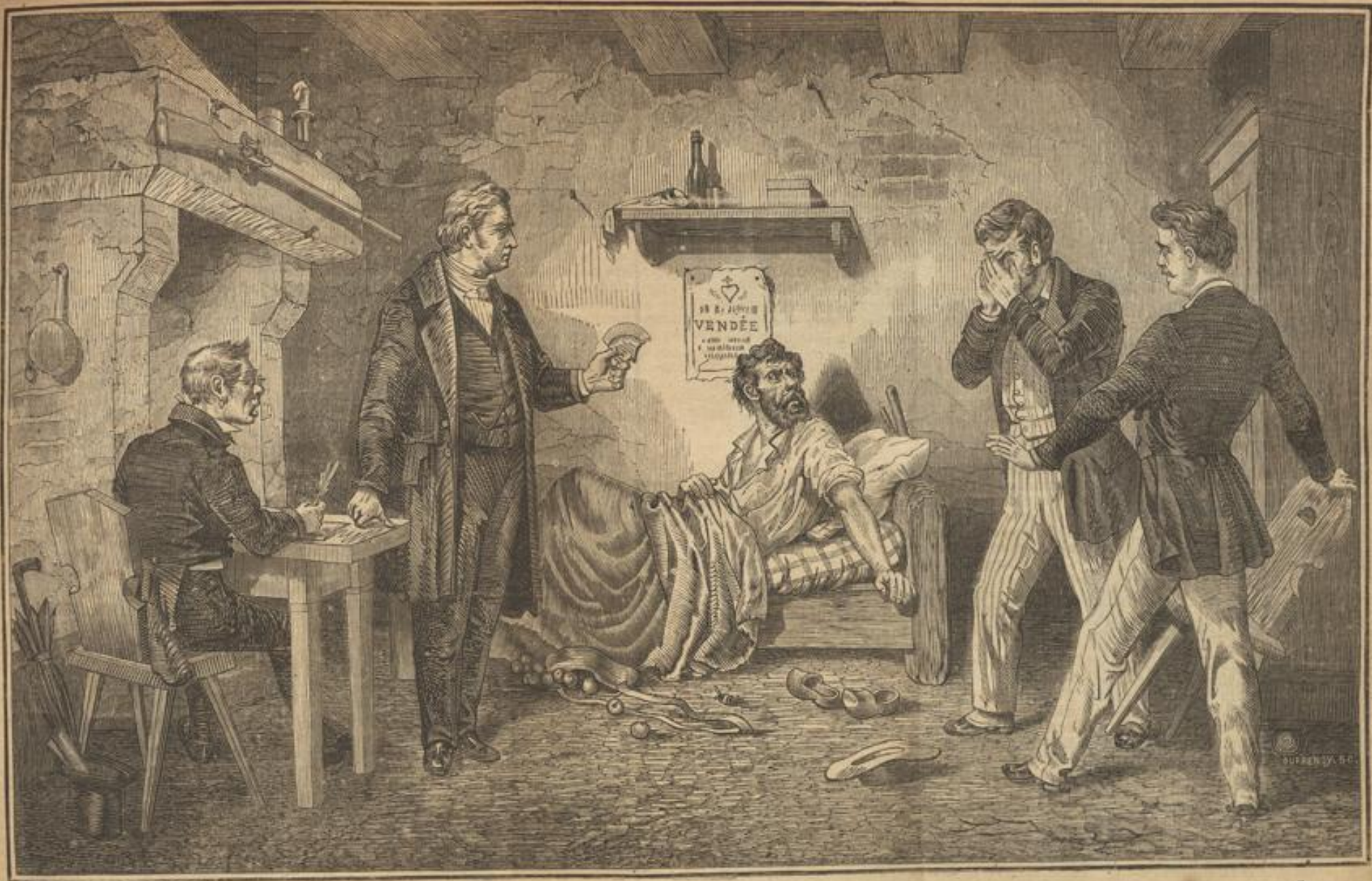
— Wenn die Kirche von Barodes seither nicht gepflastert worden ist, so wird man diese Abschrift unter dem siebenten Stein vom Weihwasserfessel finden.

Der Eigenthümer von Biviers fühlte seine Kräfte schwinden, und stützte sich gegen die Mauer.

\* Diejenigen, welche eine romanenhafte Erdichtung in der auf einem zinnernen Teller geschriebenen Quittung zu sehen glauben, verweisen wir an die Denkschriften der Madame La Rochejacquelin über den Krieg in der Vendee; sie werden darin finden, daß nicht nur Empfangszeichne, sondern auch Geburtsakten der Kinder der Verbannten mit Nägeln auf Zinn niedergeschrieben und in Schwachteln verscharrt wurden, um später als Titel zu dienen.



Die  
alle  
Gin  
dieser  
einig  
3. Jo  
Wider  
ist sein  
dann  
einen  
aus den  
verblei  
s gebü  
ner ge  
er mög  
er aber  
... ein  
ermutig  
pölich  
v. Kien  
überge  
weider  
ch.  
reichent  
eist  
l, jeme  
heisch  
ther nicht  
dieser  
Wetpö  
ste sein  
wegen die  
Erklärung  
schreiben  
wir an die  
in über den  
enden. Mit  
Gehör  
dagegen auf  
verfügt



curran & co.



Allgemeines Schweigen. Der Bettler ergabte sich an der Beschämung des Mannes, dessen Mitleiden er einen Augenblick früher vergebend angefleht hatte. Michel schien wie von einem Traum zu erwachen, und Dr. Lefebure machte seine Betrachtungen und brach das Stillschweigen mit den Worten:

— Vor so vielen Beweisen ist der Zweifel fast unmöglich, und Dr. Loisel wird klug handeln, nicht weiter zu läugnen.

— Das werden wir später sehen, murmelte dieser; in jedem Falle handelt es sich jetzt nicht von dieser Sache.

— Sie verzeihen, mein Herr, erwiderte der Friedensrichter, ich bin gekommen...

— Sie sind gekommen, unterbrach ihn Dr. Loisel, dessen Verwirrung in Zorn aufgeartet war, um einen Dieb zu arrethieren.

— Zwei Diebe, sagte Franz. Es sind deren zwei, Dr. Maire. Der kleine, der Früchte stiehlt, um nicht Hungers zu sterben, und der große, der Louisd'or unterschlägt, um Eigenthümer zu werden.

Dr. Loisel machte eine ungeschickliche Bewegung.

— Oh! ich fürchte Sie nicht mehr, fuhr der Rouleur fort, dem das Vergnügen der Rache die Wunden vergessen machte. Von Herzen gerne erscheine ich vor Gericht, wenn wir nur miteinander vorkommen. Ah! er ist mitleidlos für arme Sünder und er handelt schlechter als sie; er spricht vom Strafgesetzbuch für die andern, wenn er es selbst fürchten sollte. Er will seine Rechte geltend machen;... nun gut! allein Dr. Michel wird auch die seinigen geltend machen. Mit dessen Vaters Geld ist das Gut Viviers gekauft worden; Alles ist sein Eigenthum; unser Maire ist ruiniert und wird eingekerkert werden. Ah! ah! Schreiben Sie, Dr. Friedensrichter, schreiben Sie. Keine Gnade für Diebe! Man muß ein Stempel hantieren.

Diesmal schwieg Dr. Loisel; sein Hochmuth war gedemüthigt unter so vielen unvorgesehenen Stößen; er war auf einen Stuhl niedergesunken, ließ die Hände hängen und senkte den Kopf. Dr. Lefebure begab sich mit Michel bei Seite, und beide sprachen lebhaft mit leiser Stimme. Endlich lebten sie miteinander zu den andern.

— Dr. Loisel sieht nun, daß ich Recht hatte, sagte Ersterer in einem Tone, dessen Traurigkeit die Strenge milderte. Jedermann hat Nachsicht vorzuziehen, und vor Allem muß man sich an die Worte Christi erinnern: »Thue einem Andern

nicht, was du nicht willst, daß man dir thue.« Wenn Dr. Michel das Strafgesetzbuch für sein Evangelium hielt, so könnte er seine Rechte streng geltend machen.

— O! fürchten Sie das nicht, unterbrach der junge Mensch, indem er sich an Herrn Loisel wendete. Um nichts in der Welt möchte ich Madame Darcy und Fräulein Kosine betreiben.

— Das beweist, setzte der Friedensrichter abschließlich bei, daß gewisse Leute lieber einen Fehler verzeihen als dessen Strafe auf Unschuldige übergeben sehen. Uebrigens hoffe ich, daß sich Alles ohne Scandal ausmachen wird; wenn der Dr. Maire nur einigermaßen willfährig ist.

Dr. Loisel ermannte sich und sein Blick schien den Einen seiner zwei Mitsprechenden zu fragen.

— Was wollen Sie? fragte der Friedensrichter leise und hastig? Sie kennen die Zuneigung des Herrn von Villiers für Ihre Nichte, eine Heirath würde die Interessen beider Familien vereinigen und das Vergangene vergessen machen.

Dr. Loisel schien unschlüssig zu sein.

— Bedenken Sie, daß Ihre Vermögen und Ihre Ehre im Spiel sind, versetzte lebhaft Dr. Lefebure. Die Beweise, welche der Rouleur an Tag gebracht, sind für die Richter zu überzeugend, wenn ein Prozeß zwischen Ihnen und Herrn von Villiers entsände, als daß Sie nicht unterläßen. Vermeiden Sie denselben durch Ihre Einwilligung, welche Ihre Schwester und deren Tochter glücklich machen wird; die guten Antriebe sind auch bisweilen gute Berechnungen.

Sei es Scham, sei es Rührung, Dr. Loisel konnte nicht antworten, allein mit der Hand gab er Zeichen der Einwilligung und verschwand aus der Hütte.

Die gegen den Rouleur gerichtliche Untersuchung wurde aufgegeben.

Michel von Villiers heirathete einen Monat nachher das Fräulein Darcy, welche ihm als Mitgift einen werthlichen Theil der Einkünfte von Viviers mitbrachte. Das Publikum bewunderte die Freigebigkeit des Herrn Loisel, und Michel überließ ihm deren ganzes Lob, und verschwieß die ehemals durch Wilhelm gemachte Hinterlage, allein nie vergaß er den Dienst, den ihm Franz geleistet hatte, und Dank seiner Unterstützung konnte Letzterer seine Tage beschließen, ohne wieder der nachtheiligen Versuchung des Glendes ausgefetzt zu sein.

## Naturgeschichte.

### Der Guirapunga und der geschöpfte Rackling.

Der gütige Schöpfer hat, so weit unsere Blicke reichen, seine Gaben mit gerechter Hand vertheilt. Er hat nicht Allen Alles verliehen, sondern das eine seiner Geschöpfe durch Auser, das andere durch innere Vorzüge ausgezeichnet. So ist es fast durchgehende Regel, daß diejenigen Vögel, die ein schönes Gefieder haben, wie die Papageien, Colibris, Paradiesvögel, Pfauen u., nur rauhe und unangenehme Schreie hervorbringen, während die melodischen Sänger, welche unsere Gärten und Wälder erheitern, wie die Nachtigall, die Grasschnecke, die Amsel und Drossel in ganz einfachem Gewand einhergehen. Selbst die Canarienvögel, diese armen Verbannten, welche so schön singen, haben nur ein einfaches gelbes Gefieder.

Die beiden Vögel unserer Abbildung wohnen in den Wäldern Brasiliens. Der Guirapunga

gehört zu den Weichschnebeln. Das Männchen, welches unser Bild in hochzeitlichem Schmuck vorstellt, hat auf dem Kopf eine Haube von der Farbe des spanischen Tabaks; der hintere Theil des Halses und seine Seiten, Rücken, Schultern, Schwanz und alle untern Theile sind weiß, leicht hellgrau überlaufen; Gurgel und Vorderhals sind nackt, und an diesen Theilen hängt ein Bündel fleischiger, wurmförmiger Anhänge, deren Farbe dunkel ist. Die Flügel sind schwärzlich, Schnabel und Füße schwarz. Das Weibchen ist grünlich und hat keine fleischigen Anhänge an der Kehle.

Dieser Vogel, der etwas größer als eine Drossel ist, fällt dem Fremdling in den brasilianischen Wäldern durch seine sonderbare Stimme auf. Diese ist nämlich sehr laut, wie Hammerschläge auf einer zersprungenen Glocke. Sie läßt sich aber nur während des Sommers, d. h. für Brasilien im Dezember und Januar vernehmen, deswegen die Portugiesen den Vo-

